

GEDENKDIENTST

Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und internationalen Dialog

No 1a/11

Das Novemberpogrom 1938 und der Notarrest Kenyongasse

Spurensuche im Rahmen eines Schulprojekts



Während des Novemberpogroms 1938 wurden in Wien nicht nur zahlreiche Synagogen und jüdische Geschäfte zerstört, sondern auch 6.547 Jüdinnen und Juden festgenommen. Ein Teil von ihnen wurde in provisorisch eingerichteten Sammelstellen interniert; solche Notarreste befanden sich in der Karajangasse, in der Pramergergasse, in den Sofiensälen und in der ehemaligen Klosterschule Kenyongasse.

Das Ziel des Projekts *Eine Maturaklasse auf den Spuren der Vergangenheit – Das Schulgebäude Kenyongasse 1938*, dessen Ergebnisse in der vorliegenden Sondernummer von *GEDENKDIENTST* zusammengefasst sind, war es, eine Schulklasse dabei zu unterstützen, die Nutzung des Gebäudes während des Novemberpogroms und in den Jahren bis 1945 zu untersuchen, sowie die Geschichte der Schule bis in die Gegenwart zu dokumentieren. Die Bemerkung, in der Kenyongasse hätte sich während des Novemberpogroms ein Notarrest befunden, findet sich in zahlreichen Publikationen. Eine eingehende Untersuchung dieses Themas wurde jedoch bisher nicht vorgenommen. Wahrscheinlich ist es ge-

rade die Radikalität der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der darauffolgenden Jahre, die die Erforschung der Ereignisse während der Novembertage 1938 in den Hintergrund gedrängt hat. Der Großteil der Historikerinnen und Historiker wandte sich eher dem Schicksal der österreichischen Jüdinnen und Juden nach Beginn der Deportationen zu; die kurze Geschichte der Notarreste blieb dabei meist unbeachtet.

Aber nicht nur die Geschichtswissenschaft verabsäumte es, sich mit den provisorischen Sammelstellen auseinanderzusetzen, sondern auch die Träger jener Institutionen, die sich heute in Gebäuden befinden, in denen während des Novemberpogroms Notarreste untergebracht waren. Umso erfreulicher war es, als die Maturaklasse 5B der Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik/Mater Salvatoris von der Schulleitung dabei unterstützt wurde, die Vergangenheit ihrer Schule zu erforschen.

Bei den Recherchen zur Geschichte des Notarrests in der Kenyongasse, stießen wir auf einige Schwierigkeiten: In den von uns gesichteten Quellen konn-

ten lediglich vereinzelte Hinweise auf den Notarrest in der Kenyongasse gefunden werden; die wenigen NS-Akten lassen nur bruchstückhaft die Umstände und den Ablauf der Ereignisse rekonstruieren und geben einzig die Sicht der Täter wider.

Es war uns jedoch ein Anliegen, durch die Einbindung von Erinnerungsberichten die Erfahrungsebene der Verfolgten miteinzubeziehen, zumal diese auch in der generellen Historiographie zum Novemberpogrom nur wenig Platz einnimmt. Hierbei konnte auf vier Berichte zurückgegriffen werden: Die Erzählungen von Margarete Neff und Siegfried Merecki stammen bereits aus den Jahren 1939 und 1940 und sind somit in zeitlicher Nähe zu den Ereignissen verfasst worden.¹ Bei einem weiteren Bericht, der von einem anonymen Gefangenen der Kenyongasse verfasst wurde, lässt sich das genaue Entstehungsdatum nicht feststellen.² Das Interview mit Emanuel Fuchs aus dem Bestand der *Austrian Heritage Collection* des New Yorker Leo Baeck Instituts, stammt aus dem Jahr 2001.³

Fortsetzung auf Seite 2

Inhalt

Novemberpogrom in Wien	2
Auch Gebäude haben eine Vergangenheit	4
Emanuel Fuchs	4
Magarete Neff	5
Siegfried Merecki	6
Wechselhafte Nutzung der Schul- und Ordensgebäude von „Anschluss“ bis Kriegsende	6
Einige Aspekte der Schulgeschichte nach 1945	7
Dem Menschen dienen	8
Wir wollen Geschichte (be)greifbar machen	10
„Das habe ich nicht gewusst!“	10
„Die anonyme Vermittlung von Geschichte wird personalisiert“	11
FATHOMIZING MEMORY	12
ORANGE 94.0	12

Editorial

Liebe Leserin! Lieber Leser!

In dieser Sonderausgabe von *GEDENKDIENTST* publizieren wir die Ergebnisse eines Schulprojekts: die Maturaklasse 5B der BAKIP Kenyongasse, hat im Rahmen eines Projekts mit dem Verein *GEDENKDIENTST* die Geschichte ihrer Schule – mit besonderer Berücksichtigung der Jahre 1938 bis 1945, dabei speziell die kurze Zeit als Notarrest im November 1938 – erforscht.

Im Leitartikel beschreiben Regina Fritz und Philipp Rohrbach Intention und Ziele des Projekts, gehen auf die bisher nur dürftig bekannte Geschichte der Notarreste in Wien nach dem Novemberpogrom ein und geben über die für das Projekt herangezogenen Quellen Auskunft. Im Zentrum des Beitrags von Susanne Heim steht ebenfalls der Novemberpogrom 1938, wobei der Fokus auf den Ereignissen in Wien liegt und die Lage der Wiener jüdischen Bevölkerung genauer beleuchtet wird.

Es folgen die Artikel der Schülerinnen und Schüler: Zwei Beiträge über die Geschichte des Schulgebäudes – einer berichtet über das Gebäude im November 1938, der andere gibt Auskunft über die Nutzung der Räumlichkeiten von 1938 bis 1945 – umrahmen drei Beiträge über Lebensgeschichten, die auf verschiedene Weise mit dem Notarrest in der Kenyongasse in Verbindung stehen. Dem schließen sich ein Beitrag über einige Aspekte der Schulgeschichte nach 1945 und ein Artikel über die Geschichte des Ordens an, den Maria Habersack, Direktorin der BAKIP Kenyongasse, und zwei Schülerinnen verfasst haben. Eine Gruppe der Schulklassen hat ihre Mitschülerinnen und Mitschüler während der Arbeit begleitet und die Motivation, dieses Projekt zu machen sowie den Prozess desselben, festgehalten.

In einem Interview schließlich berichtet Maria Habersack über ihre Sichtweise auf das Projekt. Und zuletzt informiert der Kooperationspartner ORANGE 94.0 über das Projekt FATHOMIZING MEMORY.

Viel Interesse beim Lesen wünscht Ihnen
Adina Seeger
Chefredakteurin *GEDENKDIENTST*

Fortsetzung von Seite 1

Sowohl in der Historiographie als auch in den Erinnerungsberichten, werden die Zustände im Notarrest Kenyongasse 4 als katastrophal beschrieben. Nicht nur die Überlebenden berichten über die Ermordung von Inhaftierten, auch aus einer Meldung des Polizeipräsidenten Karl Vitzthum an Gauleiter Josef Bürckel, gehen drei Todesfälle hervor:

„Am 12. November 1938, im Laufe des Nachmittags wurden in das Notarrest 7., Kenyongasse 4 (ehem. Kloster) 2.062 jüdische Häftlinge eingeliefert. Ein Jude, der einem wachhabenden SS Mann das Bajonett von rückwärts herausziehen wollte, wurde von diesem erschossen. Ein zweiter Jude, der einen anderen SS Mann tödlich angriff, wurde von einem zur Assistenz herbeieilenden SS Kameraden erschossen. Durch diesen Schuß wurde auch ein dritter unbeteiligter Jude getötet und ein anderer Jude durch Kopfschuß schwer verletzt.

Die Toten sind: 1. Dr. Gottfried Abraham, 1883 Rtschitsch geb., 2., Taborstrasse 27 wohnhaft. 2. Friedrich Schönfeld, 1907 Lemberg geb., 2., Castelegasse wohnhaft. 3. Ferdinand Löw, 1903 Wien geb., Anschrift unbekannt.

Verletzt: Greif Mendl, Kaufmann, 1891 Kolomaa geb., 5., Laurenzgasse 3 wohnhaft. (Sophienspital verschafft).“

Das Dokument nennt auch die Namen der Täter: „Otto Seethaler und Heinz Eichler, beide 3. Komp. der SS Standarte ‚Der Führer‘, Radetzkykaserne stationiert.“⁴

Tatsächlich führen die Totenscheine bei allen drei Opfern „Schädelschuss“ als Todesursache an.⁵ Ein Blick in die Totenbeschaubefunde zeigt, dass auch Mendl Greif noch am selben Tag an seinen Verletzungen starb.⁶ Und auch bei einer weiteren Person wurde als Todesort der Notarrest in der Kenyongasse verzeichnet: der 27-jährige Leopold Schön starb am 14. November; als Todesursache wurde in seinem Fall vermerkt: „Stichverletzungen. Verletzungen in den Brustraum“.⁷

In der ehemaligen Klosterschule kam es auch zu einigen Selbstmordversuchen. So wurden im bereits zitierten Bericht an Bürckel auch folgende Vorfälle gemeldet: „Am 12. November 1938, um 22.00 Uhr, versuchte der im Notarrest 7., Kenyongasse inhaftierte Jude Dr. Max Oberjäger, 9.,

Schubertgasse 8 durch Herausspringen von einem Fenster des 3. Stockwerkes Selbstmord zu verüben. Er wurde von Mithäftlingen an der Ausführung der Tat verhindert. Er zog sich Schnittwunden am Hals und an beiden Handgelenken zu. Er wurde auf die 1. Unfallstation und von dort in die psychiatrische Abteilung verschafft. Einen gleichen Selbstmordversuch unternahm Dr. R.W., 19., Weimarerstrasse 88 wohnhaft, indem er sich um 23.00 Uhr durch ein Parterrefenster des Notarrestes Kenyongasse in den Lichthof stürzte, wo er bewußtlos liegen blieb.“⁸

Mindestens eine der hier genannten Personen starb an den Verletzungen, die sie sich beim Selbstmordversuch zugezogen hatte: laut Informationen der namentlichen Erfassung der österreichischen Holocaustopfer verstarb Max Oberjäger noch am 12. November. Somit lässt sich zusammenfassend sagen, dass mindestens fünf Menschen im Notarrest in der Kenyongasse ermordet wurden und eine Person Selbstmord beging.

Die Gefangenen wurden einige Tage lang im Schulgebäude Kenyongasse festgehalten. Ein Teil der Inhaftierten, vor allem jene, die ein Ausreisedokument vorweisen konnten, kam anschließend frei. Viele wurden in das Konzentrationslager Dachau deportiert.

Aus welchen Gründen wurde gerade die Klosterschule Kenyongasse zur Unterbringung verhafteter Juden ausgewählt? Die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Gebäudes vor dem Novemberpogrom und damit die breitere Verortung des Themas, erlaubte es, auch auf diese Frage eine Antwort zu geben: Aus der Schulchronik geht hervor, dass das Schulgebäude seit Beginn des Schuljahrs im Herbst 1938 leer stand. Im Zuge der Entkonfessionalisierung des Schulwesens durch das NS-Regime, mussten alle kirchlichen Organisationen ihre Lehrtätigkeit einstellen. Dass sich das leerstehende Gebäude zur Unterbringung großer Menschengruppen eignete, hatte die NSDAP bereits einige Wochen vor Einrichtung des Notarrests erprobt: im Oktober und November 1938 wurden sudetendeutsche Flüchtlinge in der Schule untergebracht. Dies scheint die Wahl der Schule als Notarrest begünstigt zu haben.

Wir möchten all jenen herzlich danken, die zum Gelingen dieses Projekts beigetragen haben

Zuvorderst den Schülerinnen und Schülern der Klasse 5B und ihrer Direktorin Maria Habersack. Des Weiteren bedanken wir uns bei Philipp Selim (Verein GEDENKDIENTST), Valentin Badura (Gedenkdienstleistender am Leo Baeck Institut, NY), Susanne Uslu-Pauer (Archiv, IKG Wien), Andreas Peham und Ursula Schwarz (DÖW), Lukas Dünser und Matthias Kopp (Verein GEDENKDIENTST), Philipp Haderer sowie bei den Schwestern der „Kongregation vom Göttlichen Erlöser“ und bei unserem Kooperationspartner ORANGE 94.0. Die Redaktion

provisorischen Sammelstellen ein Plan zugrunde lag, oder ob sie im Zuge der Ereignisse spontan geschaffen wurden.

Die Autorin und der Autor dieses Artikels arbeiten gegenwärtig an einem Forschungsprojekt, das sich die Beantwortung der genannten Forschungsfragen zum Ziel gesetzt hat.

Regina Fritz,
Philipp Rohrbach

ist Projektmitarbeiterin des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI) und Lehrbeauftragte am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

ist Vorstandsmitglied des Vereins GEDENKDIENTST; Mitarbeiter des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI) und Diplomand am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

1 Uta Gerhardt/Thomas Karlauf (Hrsg.), Nie mehr zurück in dieses Land. Augenzeugen berichten über die Novemberpogrome 1938, Berlin 2009, Seite 60-85 und Seite 263-280.
2 Hans Safrian/Hans Witek, Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938, Wien 1988, Seite 178-182.
3 AHC Interview with Emanuel Fuchs; AHC 2060; Leo Baeck Institute New York.
4 Bericht des Wiener Polizeipräsidenten, Karl Vitzthum, an Gauleiter Josef Bürckel am 13. November 1938, DÖW R 9535.
5 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Totenbeschreibamt, Karton A 1 697 und 698, Totenbeschreibbefund 36.310/38: Gottfried Abraham; Totenbeschreibbefund 36.482/38: Ferdinand Löw; Totenbeschreibbefund 36.483/38: Friedrich Schönfeld.
6 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Totenbeschreibamt, Karton A 1 697 und 698, Totenbeschreibbefund 37.755/38: Mendl Greif.
7 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Totenbeschreibamt, Karton A 1 697 und 698, Totenbeschreibbefund 37-635/38: Leo Schön.
8 Bericht des Wiener Polizeipräsidenten, Karl Vitzthum, an Gauleiter Josef Bürckel am 13. November 1938, DÖW R 9535.

Novemberpogrom in Wien

Für die deutschen Juden war der Novemberpogrom die entscheidende Zäsur, die sie davon überzeugte, dass sie in Deutschland ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Für die österreichischen Juden hingegen galt dies nur bedingt. In Wien hatte die antijüdische Gewalt schon in den Wochen zuvor eine angstbeladene Stimmung geschaffen. Nach dem Münchener Abkommen, das Ende September 1938 die Machtstellung des Deutschen Reichs international erheblich gestärkt und eine neue Fluchtbewegung aus dem nunmehr deutsch vereinigten sogenannten Sudetenland auslöste, hatte sich „der Juden eine große Verzweiflung bemächtigt“. So fasste der Wiener Verleger Oskar Hirschfeld am 5. November die Nachrichten zusammen, die er im Londoner Exil aus seiner Heimatstadt erhalten hatte.¹ „Die Juden trauen sich noch immer nicht abends auf die Straße aus Furcht vor Anrempelungen. (...) mit einem Worte, die seelische Stim-

mung der Wiener Juden ist wieder einmal ganz furchtbar.“²

In der ersten Oktoberhälfte hatte der Sicherheitsdienst (SD) in Wien einen neuen Vorstoß unternommen, um die Juden der Stadt zur Auswanderung zu zwingen. Dass nach dem Münchener Abkommen die Chancen für jüdische Flüchtlinge, in den Nachbarstaaten Aufnahme zu finden, drastisch gesunken waren und viele von ihnen im Niemandsland zwischen den Staaten in provisorischen Lagern kampierten, machte eine forcierte Abschiebung aus der Sicht des SD nur umso dringlicher. In einem Schreiben vom 6. Oktober 1938 zur Vorbereitung der Vertreibungsaktion hieß es denn auch, dass Juden, die keine Pässe hätten, ohne Pass über die tschechische Grenze abgeschoben würden. Es dürfe jedoch nicht der Eindruck entstehen, „dass es sich hier um eine Parteiaktion handelt, sondern es sollen spontane Kundgebungen aus dem Volk heraus veranlasst werden. Da-

bei könne es bei widerstrebenden Juden auch zu Gewaltanwendungen kommen.“³

In verschiedenen Wiener Stadtbezirken zwangen in den folgenden Tagen SA-Leute Juden, ihre Wohnungen binnen weniger Stunden zu verlassen und die Schlüssel abzugeben. Diejenigen, die glimpflicher davorkamen, mussten ‚nur‘ unterschreiben, dass sie bis zum 1. Dezember ausziehen würden.⁴

Ruth Maier, eine Wiener jüdische Gymnasiastin, notierte die Folgen der Austreibung in ihrem Tagebuch: „Daß wir es ertragen, wundert mich. [...] 3 Tage vor der Entbindung geht eine jüd. Frau illegal über die Grenze. Die Familie zerrissen ... die Frau als Köchin in England, der Mann in Belgien illegal, die Mutter noch in Deutschland, der Bruder in Dachau, die Schwester ... Es ist so ungeheuer, daß wir es selbst nicht ermessen können. An Jom Kippur sind SA-Männer im 18., 19., 17. Bezirk in die Wohnungen eingedrungen, haben befohlen, innerhalb 24h mit

Kofferl einzupacken, wegzufahren. Man stelle sich die grauenhaften Szenen vor. [...] Ein paar Menschen haben den Gas-hahn aufgedreht.“⁵

Es blieb nicht bei Kündigungsaufforderungen und Drohungen. In den folgenden Wochen waren sowohl Synagogenschändungen als auch gewaltsame Überfälle auf jüdische Passanten an der Tagesordnung. Bewaffnete Plünderer drangen in die Ausspeisungsstellen der Israelitischen Kultusgemeinde ein, zertrümmerten das Inventar und stahlen die Vorräte, oder sie raubten die Geschäfte und Privatwohnungen von Juden aus. Der Pogrom des 9. und 10. Novembers 1938, der für die deutsche jüdische Bevölkerung zu einem dramatischen Wendepunkt wurde, habe sich, so resümiert Herbert Rosenkranz in seinem Buch, für die Wiener Juden nur in zwei Punkten von den vorhergehenden Gewalttaten unterschieden, und zwar in Bezug auf „den größeren Umfang und die Massenverhaftungen“.⁶

Am 27. Oktober wurden, wie im gesamten Reichsgebiet so auch in Wien, Juden polnischer Staatsangehörigkeit verhaftet, deren Pässe aufgrund einer Verordnung der polnischen Regierung zum Monatsende ihre Gültigkeit verlieren sollten. Ein versiegelter Sonderzug brachte die oftmals Ahnungslosen an die polnische Grenze. Während in manchen deutschen Städten nur die Männer abgeholt wurden, nahm die Wiener Polizei auch Frauen und Kinder fest, um sie nach Polen abzuschieben. Doch wurden die Deportierten von den polnischen Grenzschutzwachen abgewiesen, an der deutschen Grenze aber auch nicht wieder ins Reichsgebiet zurückgelassen. Viele von ihnen irrten daraufhin tagelang im Niemandsland zwischen beiden Staaten hin und her, bis sie schließlich in hastig hergerichtete Lager eingewiesen wurden. Das größte dieser Lager in Zbaszyń (Neu-Bentschen) bestand bis zum Sommer 1939.

Die Abschiebung der polnischen Juden war der Anlass für den 17-jährigen Herschel Grynszpan, dessen Familie ebenfalls an die polnische Grenze verschleppt worden war, am 7. November 1938 in der Deutschen Botschaft in Paris ein Attentat auf den Legationssekretär Ernst vom Rath zu verüben. Noch am selben Tag erhielten die Redaktionen sämtlicher deutscher Zeitungen die Weisung, „in größter Form“ über den Anschlag zu berichten und dabei die Verantwortung des „Weltjudentums“ für die Tat zu unterstreichen.⁷ Nach dieser Kampfansage war den meisten Juden im Reichsgebiet klar, dass sie in unmittelbarer Gefahr schwebten, sollte vom Rath seinen Verletzungen erliegen. Noch am 7. November notierte Ruth Maier in ihr Tagebuch: „Es ist wieder gedrückte Stimmung, die Luft dick u. voll Traurigkeit. Die Juden schleichen an den Mauern wie gehetzte Tiere. Jetzt ist es tot. Niemand, kein Jude geht außer Haus. Wir haben alle Angst, sie werden uns schlagen, weil ein poln. Jude einen Deutschen töten wollte.“

Am Abend des 9. November – vom Rath war nachmittags gestorben – kam das Signal zum Losschlagen aus München. Dort hatten sich, wie zum Jahrestag des 1923 gescheiterten Hitler-Putschs üblich, führende NSDAP-Männer im Alten Rathaus versammelt. Goebbels forderte die anwesenden Gauleiter und SA-Führer auf, dafür zu sorgen, dass Grynszpans Attentat nicht ungesühnt bleibe, und diese gaben die Aufforderung telefonisch an ihre Gauleitungen und Gaupropagandaleitungen weiter. Kurz vor Mitternacht telegrafierte der Chef des Geheimen Staatspolizeiamts Heinrich Müller an alle Staatspolizeistellen und -leitstellen, dass „in kürzester Frist“ im ganzen Land Aktionen gegen die jüdische Bevölkerung beginnen würden, die nicht zu stören, Plünderungen jedoch zu unterbinden seien. Gegen Juden, die im Besitz von Waffen angetroffen würden, seien „die schärfsten Maßnahmen“ zu ergreifen. Die Festnahme von 20.000 bis 30.000 – insbesondere wohlhabenden – Juden im ganzen Reich sei vorzubereiten.⁸

Im gesamten Reichsgebiet wurden in dieser Nacht etwa 1.400 Synagogen zerstört. In Wien geschah dies mit besonderer Gründlichkeit: Etliche Gotteshäuser wurden gesprengt, darunter der türkische Tempel in der Zirkusgasse im 2. Bezirk, nach Ansicht Oskar Hirschfelds „einer der ältesten, sicherlich aber einer der schönsten Tempel der Spaniolen in der ganzen Welt“.⁹ Wenn nicht mittels Sprengstoff, dann wurden die Wiener Synagogen und Bethäuser in der Regel durch Brandstiftung unbenutzbar gemacht. Lediglich der Tempel in der Seitenstettengasse wurde

„nur“ verwüstet und ausgeräumt. Die Täter gehörten der SA, der allgemeinen SS oder der berüchtigten SS-Verfügungstruppe an; ihnen war jedoch verboten worden, Uniformen zu tragen,¹⁰ da der Pogrom als Ausbruch spontanen Volkszorns erscheinen sollte.

In Wien sollen in jener Nacht 27 Juden ermordet, zwischen 6.547 und 7800 festgenommen und 88 schwer verletzt worden sein. Die Zahl derer, die sich am 10. November oder unmittelbar darauf das Leben nahmen, wird in der Literatur mit 680 angegeben. Die Zahlen differieren je nach Quelle und sind heute nicht mehr eindeutig feststellbar.¹¹ Auch die Angaben über die Verhafteten, die in den folgenden Tagen ins Konzentrationslager Dachau verschleppt wurden, schwanken zwischen 3.500 und 4.800. 1.852 – nach anderen Angaben 1.865 – festgenommene Juden wurden noch eine Weile in Wiener Gefängnissen festgehalten, um ihre Angaben bei den Verhören zu überprüfen oder weil sie eine sofortige Auswanderungsmöglichkeit nachweisen konnten; 982 überwiegend ältere und als haftunfähig angesehene Personen, konnten nach den Verhören nach Hause zurückkehren – sofern sie nicht in einer der 1.950 Wohnungen lebten, die zerstört und ausgeräumt worden waren.

Die Behandlung der Verhafteten offenbarte, dass die Verfolger mit Sadismus ans Werk gingen. So wurden 4.000 bis 5.000 Personen eng gedrängt und ohne Nahrung für 36 Stunden im Stall der Polizeikaserne festgehalten und vom Wachpersonal zu schikanösen „militärischen“ Übungen gezwungen.¹² An anderen Haftorten, wie etwa im Kommissariat, das in einer Schule in der Karajangasse eingerichtet worden war, bewarf eine „wütende Volksmenge“ die Verhafteten mit Steinen, bevor SA und SS sie mit Fausthieben und Knüppeln traktierten.¹³

„Ein auffälliges Novum“, so der Historiker Doron Rabinovici, „war die Verhaftung und Mißhandlung von Frauen in großer Zahl. In der Brigittenau wurden 200 Frauen gezwungen, in einem Keller nackt zu tanzen. Eine Jüdin, die sich weigerte, wurde auf einen Tisch gebunden; ihre Leidensgenossinnen mußten ihr ins Gesicht spucken.“¹⁴

Denjenigen, die in ihren Wohnungen überfallen wurden, erging es kaum besser. Als ein Beispiel von vielen seien hier die Erfahrungen einer 40-jährigen Wienerin skizziert, die am 10. November gemeinsam mit ihrem neunjährigen Sohn beim Frühstück von vier Männern attackiert wurde. Der Ehemann war schon Monate zuvor nach Dachau verschleppt worden. Die Angreifer stürmten in die Wohnung, sperrten Mutter und Sohn ins Bad und zerschlugen die gesamte Wohnungseinrichtung. Anschließend spritzten sie den Jungen mit kaltem Wasser ab und zwangen ihn, Seife zu essen; die Mutter wurde durch sämtliche Räume gejagt und ihr Gesicht mit Schmutz verschmiert. Man nahm ihr den Wohnungsschlüssel ab, versiegelte die Wohnung und jagte Mutter und Sohn ohne Mäntel, das Kind in nassen Kleidern, bei Novembertemperaturen auf die Straße.¹⁵

Die genaue Zahl der Hausdurchsuchungen ist nicht bekannt; Schätzungen zufolge waren jedoch etwa 70 Prozent der Wiener Juden von derartigen Überfällen betroffen. In vielen Wohnungen wurden den Inhabern alle Besitztümer gestohlen, Schmuck, Geld, selbst in geringfügigen Beträgen, Wäsche und häufig auch noch die Eheringe.¹⁶ Ebenso wie die Wohnungen von Juden wurden auch deren Geschäfte überfallen, demoliert und geplün-

dert. Daran beteiligten sich auch Hitlerjugenden im Alter von 13 bis 16 Jahren, bisweilen mit Eisenstangen bewaffnet.¹⁷

Da in der Pogromnacht und den Tagen danach alle möglichen öffentlichen Gebäude als Gefängnisersatz dienten, hatten es die Angehörigen schwer, überhaupt herauszufinden, wohin die Verhafteten verschleppt worden waren. Die Schauspielerin Franziska Schubert, alias Margarete Neff, schilderte die Ängste, die viele Wiener Jüdinnen oder mit Juden verheiratete Christinnen im November 1938 durchlebten im Bemühen um Auskunft über den Verbleib ihrer Männer: „Sie liefen die Strassen auf und ab und standen stundenlang vor irgendeinem Kloster, einer Schule oder einem Stall und warteten, bis man sie wieder auseinandertrieb. Und blind vor Tränen rannten sie weiter zu dem nächsten, für sie verschlossenen Tor. – Und nach sieben Ewigkeiten kam eine Karte und mit versteckten Zügen darauf hingekritzelt: ‚Ich befinde mich in der Klosterschule in der Kenyongasse 2, es geht mir gut.‘ Dann hiess es plötzlich: Heute nacht kommen alle nach Hause – und viele kamen, viele kamen nicht. Dann wieder: Er ist am 17. November entlassen worden, ist er denn nicht daheim? – Wir werden forschen. – Es tut uns wirklich leid, er ist spurlos verschwunden. – – Man wusste, was das zu bedeuten hatte.“¹⁸

Etliche Einrichtungen der Israelitischen Kultusgemeinde waren in der Pogromnacht verwüstet und unbrauchbar gemacht oder aber von der SA besetzt worden. Zu einem Zeitpunkt als die Wiener jüdische Bevölkerung die Institutionen der Kultusgemeinde besonders dringend brauchte, waren diese weitgehend funktionsunfähig. Dies betraf vor allem die Ausspeisungsstellen, die die aus ihren Wohnungen verjagten und ausgeraubten Wiener Juden zumindest vorübergehend hätten versorgen können. Die meisten dieser Wohlfahrtskantin waren demoliert und die Essensvorräte beschlagnahmt oder unbrauchbar gemacht worden.¹⁹ Am Eingang des Amtsgebäudes der Kultusgemeinde wurden zudem SS-Männer postiert, die die Kultusgemeinde bezahlen musste und die sowohl die Besucher als auch die Angestellten der Gemeinde misshandelten.²⁰ Die Notlage verschlimmerte sich noch, als der Kultusgemeinde eine Woche nach dem Pogrom eröffnet wurde, dass sie binnen weniger Tage die Juden aus anderen Orten Österreichs, darunter etwa 200 bis 300 jüdische Einwohner von Linz unterzubringen habe. In Absprache mit Gauleiter Globocnik verpflichtete Adolf Eichmann, Leiter der Zentralstelle für jüdische Auswanderung, die Wiener Juden bei Strafandrohung, den Zuzug aus der Provinz in ihren Wohnungen aufzunehmen, obwohl etliche Wohnungen bereits doppelt und dreifach belegt waren von Personen aus Wien, die durch den Pogrom obdachlos geworden waren.²¹

Am 12. November fand unter Leitung Görings im Reichsluftfahrtministerium eine Besprechung über die künftige anti-jüdische Politik statt, an der mehr als hundert Minister, Staatssekretäre und leitende Beamte teilnahmen, darunter Adolf Eichmann. Bei dieser Sitzung wurde unter anderem festgelegt, dass die Juden für die Pogromschäden selbst aufzukommen hatten, dass eventuelle Versicherungsansprüche vom Reich beschlagnahmt würden und dass die Juden eine „Buße“ in Höhe von einer Milliarde Reichsmark zu zahlen hätten. Zudem kündigte Göring bei der Sitzung die forcierte „Arisierung“

jüdischen Eigentums an. Außenpolitische Rücksichten spielten keine Rolle mehr, bis Jahresende sollten die Juden aus den ihnen noch verbliebenen wirtschaftlichen Positionen verdrängt und ihnen jede gewerbliche Tätigkeit untersagt werden. Der österreichische Wirtschaftsminister Fischböck prahlte damit, wie hervorragend es in Wien in den vorangegangenen Monaten bereits gelungen sei, „Arisierung“, Stilllegung von Betrieben in jüdischem Eigentum sowie Zwangsauswanderung miteinander zu verknüpfen. Göring zeigte sich begeistert und verfügte die Übernahme der Wiener Methoden für das gesamte Reichsgebiet.²² Doron Rabinovici kam in seiner Darstellung des Novemberpogroms dann auch zu folgendem Resümee: „Während im März 1938 der ‚Anschluß‘ Österreichs an das Deutsche Reich erfolgte, wurde mit dem Novemberpogrom 1938 der Anschluß des ‚Altreichs‘ an die ‚ost-märkische Judenpolitik‘ vollzogen.“²³

Susanne Heim

Die Autorin ist Mitherausgeberin und Projektkoordinatorin der Edition „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945“. Sie hat den 2. Band der Edition über die Judenverfolgung im Deutschen Reich 1938/39 bearbeitet.

1 Bericht von Oskar Hirschfeld vom 5.11.1938, abgedruckt in: Novemberpogrom 1938. Die Augenzeugenberichte der Wiener Library, London, hrsg. von Ben Barkow, Raphael Gross, Michael Lenarz, Frankfurt a.M. 2008, S. 730 f.

2 Ebd.

3 Schreiben der SD-Außenstelle Wien 4 an den SD-Unterabschnitt Wien betreffend Aktion zur Verstärkten Auswanderung von Juden, 6.10. 1938, abgedruckt in: Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945, Band 3, hrsg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Wien 1984, S. 270; siehe auch Herbert Rosenkranz, Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938-1945, Wien 1978, S. 157.

4 Rosenkranz, S. 157.

5 Ruth Maier, „Das Leben könnte gut sein“, Tagebücher 1933-1945, hrsg. von Jan-Erik Vold, München 2008; zit. nach: Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, Band 2: Deutsches Reich 1938 – August 1939 (im folgenden VEJ 2), bearbeitet von Susanne Heim, München 2009, Dok. 104.

6 Rosenkranz, S. 158.

7 Zit. nach Wolfgang Benz, Der Rückfall in die Barbarei. Bericht über den Pogrom, in: Pehle (Hrsg.), Judenpogrom 1938, S. 13-51, hier: S. 15.

8 Fernschreiben (geheim) des Gestapa (Nr. 234 404 9.11. 23:55h), gez. Gestapa II Mueller, Berlin, an alle Stapo- und Stapo-Leitstellen vom 9.11.1938; abgedruckt in: VEJ 2/125.

9 Bericht Hirschfelds nach dem 12.11.1938, abgedruckt in: Novemberpogrom 1938, S. 781.

10 Erfahrungsbericht des Führers des SD-Unterabschnittes Wien, Trittnr., über die Judenaktion vom 9. bis 11. November 1938, 18.11.1938, abgedruckt in: Widerstand und Verfolgung, S. 281 f.; siehe auch den Bericht des Wiener Gauleiters Odilo Globocnik, abgedruckt in: Hans Safrian, Hans Witek, und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien, Wien 2008, S. 297-300.

11 Zahlenangaben zu den Opfern des Pogroms finden sich bei Erika Weinzierl, Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938-1945, Graz 1997, S. 65; Doron Rabinovici, Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat, Frankfurt a. M. 2000, S. 126; Thomas Albrich/Michael Guggenberger: „Nur selten steht einer dieser Novemberverschreiber vor Gericht“. Die strafrechtliche Verfolgung der Täter der so genannten „Reichskristallnacht“ in Österreich, in: Thomas Albrich/Winfried R. Garscha/Martin F. Polaschek (Hrsg.), Holocaust und Kriegsverbrechen von Gericht. Der Fall Österreich, Innsbruck/Wien/Bozen 2006, S. 27-56; Gerhard Botz, Nationalsozialismus in Wien: Machtübernahme, Herrschaftssicherung, Radikalisierung 1938/39, Wien 2008, S. 521-523.

12 Bericht Oskar Hirschfelds nach dem 12.11.1938, S. 783.

13 Novemberpogrom 1938, S. 785.

14 Rabinovici, S. 126; siehe auch Rosenkranz, S. 159.

15 Bericht von Robert Steiner, 10.11.1938, abgedruckt in: Novemberpogrom 1938, S. 751-753, hier: S. 753.

16 Bericht von Alfred Schechter nach dem 10.11.1938, abgedruckt in: Novemberpogrom 1938, S. 772.

17 Bericht von Robert Steiner, 10.11.1938, abgedruckt in: Novemberpogrom 1938, S. 751; siehe auch Weinzierl, S. 65.

18 Franziska Schubert, Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933 (1940), S. 73-83, Harvard-Preisausschreiben Nr. 205; zitiert nach: VEJ 2, S. 701-710, hier S. 702.

19 Schreiben des Amtsvorstands der Israelitischen Kultusgemeinde, Engel, Wien, an die Zentralstelle für jüdische Auswanderung, Wien, vom 11.11.1938, abgedruckt in: VEJ 2, S. 393-396.

20 Rosenkranz, S. 163.

21 Rosenkranz, S. 163. Rabinovici, S. 132.

22 Siehe das Protokoll der Sitzung in: VEJ 2/146, insbesondere S. 426 f.

23 Rabinovici, S. 124.

Auch Gebäude haben eine Vergangenheit

Das Schulgebäude Kenyongasse im Jahr 1938



Musikzimmer in der Kenyongasse vor 1938

*Ein Gebäude steht da, von uralten Zeiten,
Das alte feste Gebäude,
Das Stürmen und Jahrhunderten getrotzt,
Das sich unendlich und unabsehlich leitet...
(Franz Kafka)*

Im Schulgebäude Wien Kenyongasse kam es im Zuge des Novemberpogroms zu Gewalttaten an Juden. Ein Gebäude, das der Bildung der Jugend gedient hatte, wurde in nur kurzer Zeit zu einem Ort des Verbrechens. Nach der Auflösung der Klosterschule im Jahr 1938 wurde die Bildungsanstalt im Spätherbst zur Unterbringung einer Fachschule und im Oktober und November 1938 als Flüchtlingslager für ca. 300 Sudetendeutsche genutzt. Im November 1938 verwendeten die Nationalsozialisten unsere Schule für einige Tage als Notarrest für verhaftete Juden. Am 12. November 1938 wurden im Laufe des Nachmittags 2.062 jüdische Häftlinge in die Klosterschule eingeliefert.¹

Von den untragbaren Zuständen, denen die Inhaftierten ausgeliefert waren, berichten zahlreiche Zeugenaussagen. Viele Inhaftierte wussten meist anfänglich nicht, wo sie sich befanden. Sie waren sich nur über die Nähe zum Westbahnhof im Klaren. Bald merkten sie auch, dass sie in einem Schulraum waren, denn es standen Tische und einige Sessel in den Räumen herum. Von den

Fenstern aus konnten sie schließlich erkennen, dass es sich um die Schule in der Kenyongasse handelte.

Es wurde Essen verteilt, das – genauso wie die Schlafstätten, die sich am Boden befanden – nicht für die vielen inhaftierten Menschen ausreichte. Durch Nachforschungen erfuhren wir, dass die Häftlinge gleich nach dem Aussteigen aus den Transportfahrzeugen in das Schulgebäude gehetzt wurden. Schon bei der Ankunft erteilten die SS-Männer Hiebe. Berichtet wird auch, dass einige der Gefangenen in einem kleinen Zimmer im vierten Stock untergebracht wurden, das vermutlich einst ein Schlafzimmer einer geistlichen Schwester gewesen war. Die meisten kamen jedoch in den ehemaligen Klassenzimmern unter. Eine Person erwähnt, dass sich in einem Saal mehrere hundert Personen befanden.

Das Schicksal von zwei Personen, die in der Kenyongasse inhaftiert waren, möchten wir besonders hervorheben: Ein ehemaliger Gefangener berichtet, dass die Nationalsozialisten in der Nacht auf den 14. November eine plötzliche Raumvisite durchführten. Auf Kommando mussten die Häftlinge zu „Wippen“ beginnen. Jene, die dies nicht zur Zufriedenheit der Bewacher durchführten, wurden auf den Gang gerufen. Sie kamen blutig geschlagen und mit Peitschenstriemen zurück in

das Zimmer. Selbiger Inhaftierter berichtet auch von einem „Unglückszimmer“ in der Kenyongasse. Hier kam einer der Insassen auf die Idee, ein Bittgedicht auf die Tafel zu schreiben, welches eine Versöhnung zwischen Juden und der NSDAP vorschlug. Dieser Jude bekam während einer Inspektion von einem der Bewacher einen Schlag auf den Kopf, an dessen Folgen er starb.²

Emanuel Fuchs, ein anderer Gefangener der Kenyongasse, berichtet in aller Deutlichkeit über die unmenschlichen Zustände. Während eines Treffens mit einem Freund wurde er verhaftet und anschließend in die Kenyongasse eingeliefert. Die Brutalität, die dort herrschte, war laut Herrn Fuchs unfassbar und unaussprechlich. Während des Tages wurden die in Schulräumen zusammengepferchten Inhaftierten von normalen Polizisten beaufsichtigt. Am Abend wurden die Polizisten von SS-Männern abgelöst. In der Nacht trieb die SS die Gefangenen in den Turnsaal der Schule und zwang sie dort, „Turnübungen“ zu machen. Währenddessen wurden die Inhaftierten von der SS schikaniert und geschlagen.³

Aussagen bestätigen, dass die Behandlung der Verhafteten in den einzelnen Räumen unterschiedlich schlimm war. Am 15. November wurden Häftlinge

zum Abtransport fertiggemacht. Ein Teil der Häftlinge kam anschließend nach Dachau, andere jedoch, vor allem jene, die ein Visum oder andere Ausreisedomumente vorweisen konnten, wurden freigelassen. Einer der Inhaftierten, der nach Dachau deportiert wurde, empfand „nach den vielen unmenschlichen und unberechenbaren Ausschreitungen, Dachau fast als eine Erholung.“⁴

Das Haus Nummer 4 stand nach dem Abtransport der Juden leer. Obwohl das Betreten verboten war, wagte sich eine Schwester hinein und fand durch Pistolen- und Gewehrschüsse durchbohrte Fenster und Türen, sowie blutbespritzte Klassenwände vor.

Nach Jahrzehnten kehrte einer der ehemaligen Gefangenen in die Schule zurück:

„Jahre später, die LnBA [Lehrerinnenbildungsanstalt, Anm. d. Red.] war ihrem Zweck wieder zurückgegeben, klopfte es zur Mittagszeit an der Direktionstür: ‚Darf ich stören?‘ - ‚Selbstverständlich. Was ist Ihr Wunsch?‘ - Ein Mann besten Alters, aber mit durchfurchtem Antlitz, bittet: ‚Suchen Sie mir den Raum, wo ich gemartert wurde.‘ Ich wusste, es stand einer von den ‚Vielen‘ vor mir. Wir suchten gemeinsam. Es ist der heutige Raum des Musiksaals 2, der jetzige Maturaraum. Damals war er die Hospitierklasse für die Lehramtszöglinge, eingerichtet mit notdürftig gezimmerten Tischen und Sesseln, ohne Bild, ohne Wandschmuck. – Lange, lange sah er in den Raum hinein, wandte sich dann zu den Fenstern und erblickte an der Stirnseite der Klasse ein Kreuzifix [...]. Und dann kam es stoßweise von seinen Lippen, was er erlebt hatte...“⁵

Stefanie Herret, Johanna Kozich, Elisabeth Krampulz, Sabrina Rotter, Carina Summer, Max Veith, Bernadette Weber

¹ Vgl. Bericht des Wiener Polizeipräsidenten, Karl Vitzthum, an Gauleiter Josef Bürckel am 13. November 1938, DÖW R 9535.

² Vgl. Bericht „Dachau - fast eine Erholung“, abgedruckt in: Hans Safrian/Hans Witek, Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938, Seite 292-297.

³ Vgl. Interview mit Emanuel Fuchs, Archiv des Leo Baeck Instituts New York, AHC 2060.

⁴ Bericht „Dachau - fast eine Erholung“, abgedruckt in: Safrian/Witek, Und keiner war dabei, Seite 297.

⁵ Sr. Purissima F.S.D./Helene Karlberger/Kongregation der Töchter des Göttlichen Heilandes (Hrsg.), Ruf der Zeit, Wien 1983, Seite 150.

Emanuel Fuchs

Von der Kenyongasse nach Dachau

Emanuel Fuchs' Eltern emigrierten während des Ersten Weltkriegs von Polen nach Wien. Er wurde am 1. April 1918 als Mendel Fuchs in der Donaumetropole geboren. Er hatte fünf Schwestern und zwei Brüder. Sein Vater war Buchbinder und hatte ein kleines Geschäft im 2. Wiener Gemeindebezirk, ganz in der Nähe der Wohnung der Familie. Emanuel wohnte bis 1938 in der Schöngasse; er ging in derselben Gasse in die Volksschule und absolvierte die Mittelschule in der Feuerbachstraße. Seine Jugendzeit im 2. Bezirk war eine schöne Zeit für ihn. Er hatte viele jüdische und nichtjüdische Freunde, war politisch sehr interessiert und Mitglied der zionistischen

Organisation Hashomer Hatzair. Fuchs wusste, dass mit dem Einmarsch der Nationalsozialisten die schöne Zeit enden würde, schließlich hatte er bereits über einen längeren Zeitraum die Politik der Nationalsozialisten beobachtet. Kurz vor dem „Anschluss“ wollte er an einer Kundgebung der Liberalen am Praterstern teilnehmen. Die Versammlung wurde allerdings nach dem Rücktritt von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg abgesagt.



Emanuel Fuchs auf einem Passfoto (1965)

Am Tag des Novemberpogroms teilte ein Nachbar Emanuel mit, dass er sich nicht in seiner Wohnung aufhalten solle, da die Nationalsozialisten bei jüdischen Familien Hausdurchsuchungen durchführen und die Männer verhaften. Emanuel dachte darüber nach, was er machen sollte. Er beschloss, sich bei einem jüdischen Freund zu verstecken, der im 6. Bezirk lebte und hauptsächlich mit Christen befreundet war. Da er davon ausging, bei ihm sicher zu sein, machte er sich auf den Weg dorthin. In der Wohnung des Freundes angekommen, beschlossen sie, miteinander

Kaffee zu trinken, als plötzlich eine Gruppe von SS-Männern in die Unterkunft eindrang. Sie verhafteten die beiden, pferchten sie in einen Wagen und brachten sie in die Kenyongasse.

Die Gewalt, die den dort inhaftierten Juden von ihren Bewachern angetan wurde, war – laut Emanuel Fuchs – unbeschreiblich. Fuchs erinnert sich daran, dass ein bärtiger Gefangener von den Wachen dazu gezwungen wurde, jüdische Lieder zu singen; während er sang, wurde zwei anderen Häftlingen befohlen, seinen Bart mit Streichhölzern in Brand zu setzen.

Untertags wurden die Inhaftierten in Klassenzimmer gesperrt (pro Raum circa 200 Menschen) und von Polizisten bewacht. Am Abend lösten Männer der SS die Polizisten ab. Nachts wurden die Gefangenen von der SS in den Turnsaal der Schule getrieben und dort dazu gezwun-

gen, „Turnübungen“ zu machen. Währenddessen wurden sie von ihren Bewachern schikaniert und geschlagen. Einem jüdischen Rechtsanwalt, der sehr корпу-lent war, befahlen die SS-Männer eines Abends, eine Leiter hochzuklettern. Er musste sich von der Leiter runterhängen lassen, wobei er sich mit seinen Händen nur an einer Sprosse festhalten durfte. Während er sich herunterhängen ließ, wurde er von den SS-Männern mit Stöcken geschlagen. Sie prügelten so lange auf ihn ein, bis er von der Leiter fiel. Andere Inhaftierte wurden regelmäßig dazu gezwungen, sich miteinander zu messen. Sie mussten im Zweikampf so lange gegeneinander kämpfen, bis einer der beiden blutig geschlagen zu Boden ging.

Emanuel Fuchs wurde einige Tage lang in der Kenyongasse festgehalten. Danach wurde er zusammen mit anderen Häftlingen in den 9. Bezirk, in die Reitschule Pramer-gasse gebracht. Hunderte Menschen wurden dort, nicht ahnend wie es mit ihnen weitergehen würde, gefangen gehalten. Die Häftlinge wurden nach einiger Wartezeit in zwei Gruppen geteilt. Ein Teil der Inhaftierten, unter ihnen auch Fuchs, wurde unter Schreien und Stockschlägen in Busse gejagt. Niemand wusste, wohin die Fahrt gehen würde. Die Gefangenen kamen spät nachts an einem Bahnhof, vermutlich dem Westbahnhof, an. Noch immer war ihnen nicht klar, wohin sie gebracht werden sollten. Das erfuhren sie erst im Zug, als sie sich bereits auf dem Weg nach Dachau befanden.

Fuchs hatte zum damaligen Zeitpunkt zwar schon von Dachau gehört, jedoch

wusste er nicht, was ihn dort erwarten würde. Jung wie er damals war, verfügte er über eine gehörige Portion Optimismus und dachte sich: „*Well at least I will be able to see what Dachau looks like. After what I have gone through in the Kenyongasse nothing could hurt me anymore.*“

Der Zug kam am 16. oder 17. November 1938 in Dachau an. Es war eine kalte Nacht. Emanuel und die anderen Gefangenen mussten aussteigen und sich in einer Reihe aufstellen. Ihnen wurde gesagt, dass sie sich in Dachau befinden, und dass es von hier kein Entkommen gäbe. Jedem Häftling wurde ein Raum in einer Baracke zugeteilt. Am darauffolgenden Tag mussten sich die Inhaftierten duschen und sich erkennungsdienstlich fotografieren lassen. Danach wurden sie ins Freie geführt, wo sie den ganzen Tag in der Kälte stehen mussten. Das Erstellen der Fotos – so berichtet Fuchs – war von den Verantwortlichen als ein besonders sadistischer Akt angelegt. Um sich fotografieren zu lassen, mussten sich die Gefangenen auf einen Stuhl setzen, in den eine Nadel eingebaut war. Sobald das Foto geschossen worden war, bekam der Häftling die Nadel in sein Hinterteil gerammt. Auf diese Art und Weise wurde der Stuhl für den nächsten Gefangenen freigemacht.

Als Fuchs in Dachau inhaftiert war, wurden die Häftlinge dazu gezwungen, jeden Tag von früh morgens bis spät in die Nacht um die Baracken zu marschieren. Es war dabei besonders wichtig, nicht am Ende einer Gruppe zu gehen, da die SS bevorzugt auf die Schlusslichter einprügelte. Während seiner Inhaftierung begegnete

Fuchs dem ehemaligen Wiener Bürgermeister Richard Schmitz, welcher ebenfalls ein Gefangener war und im Konzentrationslager die Straßen reinigen musste.

Ende Dezember 1938 erhielt Fuchs die für ihn unglaubliche Nachricht, dass er entlassen werde. Ausschlaggebend dafür war, dass eine seiner Schwestern nach Basel emigriert war. In Basel gab es einen korrupten Konsul, der gegen Bezahlung gefälschte Visa für Paraguay ausstellte. Fuchs hatte seinen Pass bereits vor seiner Verhaftung nach Basel gesendet, wo seine Schwester ein gefälschtes Visum für ihn besorgt hatte. Aus diesem Grund wurde sein Pass weder während des Novemberpogroms, noch in der Kenyongasse, noch in Dachau konfisziert. Mit dem Pass und dem gefälschten Visum konnte eine von Emanuels Schwestern der Gestapo nachweisen, dass Emanuel nach Paraguay auswandern würde. Aus diesem Grund wurde er freigelassen. Bevor er entlassen wurde, musste er sich allerdings einer ärztlichen Untersuchung unterziehen und ein Dokument unterschreiben, in dem stand, dass man ihn in Dachau stets anständig behandelt hatte.

Wieder in Wien angekommen, musste er sich unverzüglich bei der Gestapo melden. Die Gestapo-Beamten trugen ihm auf, innerhalb von ein paar Tagen auszureisen, wenn er nicht wieder nach Dachau zurückgeschickt werden wolle. Fuchs verabschiedete sich von seinen Eltern, die er in Wien zum letzten Mal sah. Sie wurden einige Jahre später in den Osten deportiert und ermordet. Emanuel konnte mit dem gefälschten Visum aus Öster-

reich ausreisen. Nach Paraguay einreisen konnte er damit allerdings nicht, weshalb er zuerst nach Holland und von dort aus nach Belgien reiste. Da einer seiner Cousins in Amerika lebte, hatte Fuchs bereits im März 1938 um ein Visum für die USA angesucht, das er etwa ein halbes Jahr später erhielt. Er emigrierte in die Vereinigten Staaten von Amerika und kam im November 1939 in New York an. Als amerikanischer Staatsbürger änderte er seinen Vornamen „Mendel“ in „Emanuel“ um. Emanuel hatte fünf Schwestern und zwei Brüder. Drei Schwestern und ein Bruder emigrierten nach Israel, eine Schwester und ein Bruder in die USA.

Als Emanuel in New York ankam, begann er im Pelzgeschäft seines Schwagers zu arbeiten. Nach ungefähr einem Jahr wollte er ein eigenes Geschäft eröffnen; seine Einberufung in die amerikanische Armee kam ihm allerdings dazwischen. Nach seinem Armeedienst arbeitete er im Schmuckgewerbe. Zum Zeitpunkt des Interviews, das als Vorlage für diesen Beitrag gedient hat, lebte Emanuel Fuchs mit seiner Frau in Cliffside Park, New Jersey. Er hat einen Sohn und eine Tochter.

Nicole Bortel, Tina Frank

Quellen:

AHC Interview with Emanuel Fuchs; AHC 2060; Leo Baeck Institute New York.
AHC-Questionnaire 1; Emanuel Fuchs Collection; AHC 2060; Leo Baeck Institute New York.

Magarete Neff

Auf der Suche nach ihrem verhafteten Mann Alfred Junck

Margarete Neff wurde 1892 in Wien geboren und war Schauspielerin in Berlin und Weimar. Sie kehrte 1935 nach Wien zurück und emigrierte 1939 in die USA. 1984 verstarb sie in New York. Frau Neff heiratete in zweiter Ehe den Rechtsanwalt Dr. Alfred Junck, einen Jugendfreund.

Am 10. November 1938 stand ein Polizist vor ihrer Haustür und ordnete an, dass Alfred in einer halben Stunde mit seinen Ausweispapieren vor seinem Haus zu warten habe. Er wurde verhaftet und in das nächste Polizeikommissariat getrieben. Margarete lief zur Polizeistation, um herauszufinden, was los sei. Die Polizisten durften ihr keine Auskunft über ihren Mann geben, und so beschloss sie, einen Rechtsanwalt aufzusuchen, um sich Rat zu holen. Während sie zu einer Frau im Nachbarhaus ging, die auch zum Rechtsanwalt mitkommen wollte, da ihr Mann ebenfalls eingesperrt worden war, rannten SA-Männer in Neffs Haus. Als sie im Freien war, hörte sie ein furchtbares Getöse und Geklirre aus ihrem Haus. Neff rannte zu der nächsten Taxistation, um zu ihrem Rechtsanwalt zu fahren. Als sie dort ankam, erfuhr sie, dass ihre Köchin bereits angerufen hatte, da Neffs Wohnung von der SA zertrümmert worden war.

Der Anwalt konnte Margarete Neff nicht helfen und riet ihr ins Parlament zu gehen und dort um Hilfe zu bitten. Dort angekommen, musste sie einen Fragebogen ausfüllen. Schließlich durfte sie die Amtsräume betreten, wo sie von einem Beamten ausgefragt wurde. Dieser teilte ihr mit, dass sie am nächsten Tag wieder kommen solle. In ihrer Verzweiflung fiel ihr der Burgtheater-Schauspie-

ler Felix Steinböck ein, und sie machte sich auf den Weg zu ihm. Steinböck war ein Freund von Emmy Göring. Bei ihm angekommen, stellte sich Neff vor und erzählte ihm die Geschichte ihres Mannes. Sie erhoffte sich von diesem Besuch, dass er Emmy Göring dazu bringen könnte, sich für Junck stark zu machen. Steinböck konnte ihr jedoch nicht helfen, da er der Meinung war, dass sich Emmy schon für so viele Menschen eingesetzt habe, dass sie sich mit jeder weiteren Hilfestellung selbst in Gefahr bringen würde. Margarete übernachtete bei ihrer Schwiegermutter. Sie traute sich nicht in ihre Wohnung zurück, da SA-Männer ihrer Köchin gedroht hatten, dass ihr etwas geschehe, wenn sie zurückkomme. Am nächsten Tag lief sie erneut ins Parlament, wo ihr geraten wurde, wieder in die Wohnung zurückzukehren. Als sie Zuhause ankam, fand sie einen Trümmerhaufen vor. Plötzlich hieß es, dass alle Gefangenen nach Hause kommen würden. Viele kamen, viele nicht. Auch Alfred kam nicht nach Hause. Neff wurde mehrmals gesagt, dass er entlassen worden war. Jedoch war er spurlos verschwunden. Ihr wurde geraten, den Rechtsanwalt Doktor Jerabek aufzusuchen, welcher ihr versprach, den Aufenthaltsort ihres Mannes herauszufinden und ihn womöglich freizubekommen. Neff verbrachte jede Nacht irgendwo anders. Sie war ein Nervenbündel, weil ihr Mann noch immer nicht zurückgekehrt war. Aus diesem Grund beschloss sie, einen Brief an Emmy Göring zu schreiben. Außerdem buchte sie eine Kabine für die Überfahrt nach New York für sich und ihren Mann und telegrafierte an die Gestapo und alle

wichtigen Stellen, dass sie und ihr Mann auswandern wollen.

Am 13. November gelang es ihr, den Aufenthaltsort von Alfred herauszufinden. Er befand sich in einem Polizeigefangenenhaus in Wien. Ein Herr, der zwei Tage lang gemeinsam mit Alfred in einer Reitschule eingesperrt war, hatte sie kontaktiert. Leider gelang es Margarete nicht ihren Mann frei zu bekommen.

Als sie am 26. November, nach mehrstündigem Herumwandern bei Anwälten und Ämtern zu ihrer Schwiegermutter kam, wurde ihr gesagt, dass ihr Mann Alfred daheim sei. Sofort machte sie sich auf den Weg zu ihrer Wohnung. Dort angekommen, fand sie einen verstörten Mann mit schmutzigen Kleidern und hilflosem Gesichtsausdruck vor. Alfred wirkte abwesend. Sie machte ihm ein Bad und bereitete ihm etwas zu Essen. Danach sprühten die Worte nur so aus ihm heraus. Aufgeregt und hektisch berichtete er davon, was er erlebt hatte, und allmählich beruhigte er sich wieder. Durch ein Schreiben, dass die beiden einige Tage später zugeschickt bekamen, erhielten sie die Bestätigung, dass sich Emmy Göring für sie eingesetzt hatte. Der Hinweis auf die Auswanderungsabsicht hatte bei der Freilassung Alfreds eine zentrale Rolle gespielt.

Am 5. Dezember 1938 erschien ein Fremder bei Margarete und Alfred in der

Wohnung. Er redete ohne Unterbrechung auf sie ein, erwähnte, dass er aus Zagreb sei und sprach ständig von einem Mann namens Rivoli. Da er aus Zagreb war, dachte Margarete, dass er vielleicht ein Freund ihres Schwagers sei, den sie auch um Hilfe gebeten hatte. Nach einer kurzen Zeit gab sich der Fremde als Gestapo-Beamter zu erkennen. Er unterstellte ihr, Rivoli zu kennen und befahl ihr, sich in Kürze bei der Gestapo zu melden. Margarete ging am Nachmittag desselben Tages zum Hotel Metropole, in

das sie der Gestapo-Beamte bestellt hatte. Nach vielen Stunden wurde sie zu einem Beamten gebracht, der ihr mitteilte, dass Rivoli ein Betrüger sei, der vorgebe, Ausreise-Visa für Jugoslawien besorgen zu können. Der Beamte glaubte letzten Endes Margarete, dass sie Rivoli nicht kenne und ließ sie gehen.

Margarete und Alfred versuchten alles, um ausreisen zu können. Tag für Tag warteten sie auf die Benachrichtigung, dass sie ihre Reisepässe abholen können. Immer wieder wurde ihnen versichert, dass sie in den nächsten Tagen abgeholt werden können, doch dies zog sich immer länger hin. Nach langen und nervenaufreibenden Monaten in Angst, kamen sie schließlich am 9. März 1939 in Zürich an.



Autogrammkarte von Margarete Neff mit Widmung (o.J.)

Corinna Behavy, Lisa Spreitzhofer

Quelle:

Gerhardt, Uta/Karlauf, Thomas (Hg.): Nie mehr zurück in dieses Land. Augenzeugen berichten über die Novemberpogrome 1938. Berlin 2009.

Siegfried Merecki

Aus der Kenyongasse entlassen

Siegfried Merecki wurde im Jahr 1887 in Galizien geboren. Er lebte seit 1914 in Wien, war Rechtsanwalt und hatte eine Frau und drei Kinder. 1938 emigrierte er in die USA.

Am 10. November führten Nationalsozialisten im Wohnhaus von Merecki eine Hausdurchsuchung durch. Hierbei ergriff den Rechtsanwalt das erste Mal Angst, und er schickte seine zwei älteren Kinder zu einer guten Bekannten, von wo sie kurz darauf wieder zurückkehrten, da auch dort Hausdurchsuchungen stattfanden. Um 17:30 Uhr am Nachmittag wurde Merecki von SA-Männern verhaftet. Sie durchsuchten seine Wohnung und nahmen alle Wertgegenstände mit, die sie finden konnten. Danach brachten die SA-Männer den Rechtsanwalt in ein Haus in der Taborstraße, wo er gemeinsam mit anderen Männern festgehalten wurde. Die Bewacher machten sich einen Spaß daraus, die Gefangenen zu demütigen. Sie zerschnitten die Kleidungsstücke von Merecki und seinen Leidensgenossen mit einer Schere und zwangen sie dazu, sie verkehrt herum anzuziehen. Etwas später wurden die Gefangenen in die Polizeiwachstube in der Großen Mohrengasse geführt, wo sie sich die Kleidungsstücke wieder richtig anziehen mussten und wo die Demütigungen weiter gingen. Ein SA-Mann erteilte Merecki den Befehl, ihm die

Stiefel zu putzen. Er musste dazu seinen Mantel verwenden.

Danach wurden die Inhaftierten in das Polizeikommissariat Prater gebracht, wo sie schweren Misshandlungen ausgesetzt waren. Der Aufenthalt währte nicht lange, und so wurden Merecki und die anderen Häftlinge wieder „verladen“ und in die Reitschule der Wiener Berittenen Polizei, in der Pramergasse, gebracht. In dieser war Merecki einige wenige Tage eingesperrt, wobei er hier – aufgrund der hohen Anzahl von Gefangenen – fast durchgängig stehen musste, nur eine halbe Stunde schlafen konnte, seine Notdurft in einem Rinnsal im Hof verrichten musste und nur wenig Nahrung und Wasser bekam. Der erste Lichtblick ergab sich für den Rechtsanwalt, als sich jene Gefangenen, die eine Schiffskarte besaßen und damit nachweisen konnten, dass sie in Kürze auswandern würden, bei einem Beamten melden mussten. Nach langem Warten nahm sich der Beamte ihrer an. Er schickte sie weiter zur Polizeidirektion auf der Roßauer Lände, da dort alles geklärt werden sollte. Somit hieß es weiterfahren, doch schon auf dem Weg wurde Merecki klar, dass sie woanders hinführen.

Eine schlimme Vorahnung ergriff ihn, als er bemerkte, dass sie sich in der Westbahnstraße befanden, da vom Westbahnhof aus die Züge nach Dachau fuhren.

Am Zielort, einem unbekannten Gebäude, angekommen, mussten alle Gefangenen im Laufschrift in den zweiten Stock eilen, wo sie sich in einem engen Raum auf den Boden legen mussten und zwei Stunden lang Verhaltensregeln vorgelesen bekamen, was Merecki in seinem Glauben bestärkte, dass er und die anderen Gefangenen nach Dachau geschickt werden würden.

Nachdem den Häftlingen erlaubt wurde, wieder aufzustehen, unterhielt sich der Rechtsanwalt mit den anderen Gefangenen. Er konnte auch von einem Fenster aus auf die Straße blicken, und so wurde ihm klar, dass er sich in einem Schulgebäude in der Kenyongasse befand. Die SS, die das Kommando innehatte, bestimmte einen Häftling zum Zimmerkommandanten. Die Bewacher schikanierten und misshandelten die Gefangenen am laufenden Band. Sie zwangen sie, „Turnübungen“ zu machen und ließen sich auch andere grausame „Spiele“ einfallen, um die Inhaftierten zu quälen.

„Einmal verlangte ein SS-Mann vom Kommandanten den Tagesbericht. Dieser sagte: Melde gehorsamst, hier sind 137 Mann. Darauf erhielt er einen Schlag übers Gesicht, so dass er wiederholte, und es kam die Antwort: ‚Hier sind nicht 137 Mann, sondern 137 jüdische Schweine.‘ Als dann ein anderer Soldat kam, sagte unser Kommandant diesmal schon belehrt: ‚Melde gehorsamst, hier sind 137 Juden.‘ Für diesen Bericht bekam er erst recht Schläge, denn dieser SS-Mann war wiederum der Meinung, dass er Spaß mache.“¹

Die Inhaftierten fürchteten sich ständig vor Übergriffen der Wachmannschaften, sowohl tagsüber als auch nachts. Ein Beamter nahm eines Morgens schließlich alle Häftlinge mit, die eine Schiffskarte besaßen. Siegfried Merecki wurde gemeinsam mit anderen Kartenbesitzern zur Polizeidirektion Roßauer Lände gebracht. Da die Polizeidirektion komplett überfüllt war, wurden die Gefangenen wieder in die Kenyongasse zurückgeschickt. Am nächsten Tag wurden die Häftlinge erneut überstellt. Siegfried Merecki wurde in der Polizeidirektion in ein Zimmer geschickt, in dem ein junger Beamter über das weitere Schicksal der Inhaftierten entschied. Er musste sich in eine Warteschlange einreihen. Dabei bekam Merecki schnell mit, dass die Beamten „E“ riefen, wenn sie den Häftling „entlassen“ meinten; „Z“ verwendeten sie für „wieder zurück in die Zelle“ und wenn sie „Tante Dora“ riefen, dann bedeutete dies, dass der Inhaftierte nach Dachau geschickt wurde. Als Merecki an die Reihe kam, legte er dem Beamten seine Schiffskarte vor. Der Beamte vermerkte ein „E“ auf der Karte des Rechtsanwaltes und ließ ihn somit frei. Merecki kehrte zu seiner Familie zurück. Er emigrierte kurze Zeit später in die USA.

Tristan Kopitz

Quelle:

Gerhardt, Uta/Karlauf, Thomas (Hg.): Nie mehr zurück in dieses Land. Augenzeugen berichten über die Novemberpogrome 1938. Berlin 2009.

¹ Gerhardt/Karlauf, S. 76.

Wechselhafte Nutzung der Schul- und Ordensgebäude von „Anschluss“ bis Kriegsende

Sämtliche ordenseigene Schulgebäude, unter anderem unsere Schule in der Kenyongasse 4-12, 1070 Wien, wurden von 1938 bis 1945 für Zwecke der Wehrmacht bzw. der NSDAP in Anspruch genommen. Die in der Klosterschule lebenden Schwestern mussten die Räumlichkeiten der Schule verlassen und durften sich nur im Kloster und im Keller der Schule aufhalten, welcher den Schwestern als Luftschutzraum bzw. als Aufenthalts- und Gebetsraum diente. Ihnen war es strengstens untersagt, die schulischen Räumlichkeiten zu betreten: „*Sie sollten nicht sehen, was da passiert*“, berichtet eine der Schwestern. Sie benutzten den Kellerdurchgang aus Angst vor den bewaffneten Soldaten.

Das Schulgebäude war zur damaligen Zeit nicht annähernd so groß wie heute. Im heutigen Klostergarten sowie am Grundstück des heutigen Volksschultraktes, befand sich ein großes Waldgebiet. Vor dem Krieg waren im Schulgebäude, welches die Nummern 4, 6 und 8 umfasste, eine Volksschule, eine Bürgerschule, ein Kindergarten, eine Lehrerinnenbildungsanstalt, ein Realgymnasium und eine Bildungsanstalt für Arbeitslehrerinnen und Kindergärtnerinnen untergebracht.

Im Oktober 1938 begann die lange Geschichte der fremden Nutzung dieser Schule, die für viele verschiedene Institutionen Unterkunft bot. Die Institutionen nahmen unterschiedliche Räumlichkeiten zu verschiedenen Zeiten, aber auch gleichzeitig in Anspruch.

Bald nach dem „Anschluss“ wurde den Schwestern die Lehrtätigkeit entzogen

und das Schulgebäude zur Unterbringung einer Fachschule angefordert. Im zunächst leerstehenden Gebäude in der Kenyongasse 4 wurden im Oktober 1938 sudetendeutsche Flüchtlinge untergebracht. Nach dem Novemberpogrom wurden Teile des Schulgebäudes als Notarrest für Juden genutzt. Jahre später kam ein ehemaliger jüdischer Insasse des Notarrestes zur damaligen Schulökonomin, Schwester Cäcilia, um den Raum zu finden, in dem er zur Zeit des Novemberpogroms mit vielen anderen Juden inhaftiert war.

Von Dezember 1938 bis August 1939 wurden Räumlichkeiten der Kenyongasse 4 von der „Deutschen Arbeitsfront“ zur Einrichtung einer Höheren Fachschule der Gastwirtgenossenschaft übernommen. Doch schon am 9. Juni 1939 gab die Deutsche Arbeitsfront bekannt, dass sie vom geschlossenen Mietvertrag zurücktreten und zugunsten der Heeresverwaltung auf die gemieteten Räumlichkeiten verzichten werde. Am 1. Dezember 1939 zog die Heeresstandortverwaltung Wien, Standortgebührenstelle, in die Kenyongasse 4 ein. In den folgenden Jahren wurde der Mietvertrag erweitert und die Schwestern machten weitere Räumlichkeiten in der Kenyon-



Der Brunnen im Hof der Schule (2011)

gasse 4, 6 und 8 frei. Die Räumungsarbeiten mussten teilweise Kriegsgefangene durchführen.

In der Kenyongasse 8 befand sich ab dem Jahr 1938 die Großeinkaufsgesellschaft österreichischer Konsumvereine (GöC). Am 15. Oktober 1939 stellte die „Kongregation der Töchter des Göttlichen Heilands“ dem Deutschen Roten Kreuz Räume der Kenyongasse 8 kostenlos, mit komplett eingerichteten Schlafräumen, Küche und sanitären Anlagen zur

Verfügung. Dies galt der Unterstützung der verwundeten Soldaten. Schließlich zog auch die Wehrmacht in das Gebäude ein. Seit 1. April 1940 befand sich in der Kenyongasse 6 und 8 die Wehrmacht Unterkunftsstelle Westbahnhof.

Das Exerzitienhaus des Ordens in der Kaiserstraße 25 und 27 wurde seit 1941 als Reservelazarett genutzt. Die Aufgabe der Schwestern war es, die verwundeten Soldaten zu pflegen. Die Schwestern mussten sich zuvor einer neunmonatigen Ausbildung unterziehen und waren laut einer Anordnung des Kommissars der Freiwilligen Krankenpflege dazu verpflichtet, sich mit einem Verwendungsbuch, einer Ausweiskarte, einer Erkennungsmarke und zwei Armbinden auszustatten.

Nach den zahlreichen Mietwechseln wurde die Schule nach dem Krieg wieder von den Schwestern übernommen. Im September 1945 wurde die Schule offiziell eröffnet. Das Gebäude befand sich zunächst in einem furchtbaren Zustand. Die Schwestern konnten schließlich durch die Hilfe von Spendengeldern die Schule renovieren und wieder aufbauen. Heute ist allein der Brunnen vor dem Klostergebäude so erhalten wie vor 73 Jahren.

Stefanie Herret, Johanna Kozich, Elisabeth Krampulz, Carina Summer, Sabrina Rotter, Max Veith, Bernadette Weber

Quellen:

Interview mit Schwester Cäcilia am 23. März 2011
Mietverträge (Archiv des Ordens)
Schulchronik 1936-1946

Wiederaufbau, Internatsleben und die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit der Schule – einige Aspekte der Schulgeschichte nach 1945

Im Folgenden haben Schülerinnen einige Facetten der Entwicklung der Schule in der Kenyongasse ab 1945 zusammengetragen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit berichten sie hier über den Wiederaufbau, das soziale Engagement des Ordens sowie über (religiöse) Feierlichkeiten, über das Internatsleben aus der Sicht einer Schülerin der 1960er Jahre und über die Auseinandersetzung in Unterricht und Schulleben mit der NS-Vergangenheit der Schule.

Zahlreiche Gebäude, darunter auch unser Schulgebäude in der Kenyongasse, wurden gegen Ende des Zweiten Weltkriegs von Bomben getroffen; so wurden viele Stellen und ganze Gebäudeteile der Schule zerstört. In Folge eines Luftangriffs und der daraus resultierenden Druckwelle, wurden im Februar 1945 zahlreiche Fensterstöcke herausgerissen und Treppenaufgänge durch weggerissene Außenfassaden freigelegt. Nach einer Teilsanierung, die eine Erneuerung von Fensterscheiben und das Ausmalen einiger Räume umfasste, wurde das Schulgebäude am 14. Mai 1945 gesegnet und zur Wiedereröffnung eines „Sammelunterrichts“ bereit erklärt. Das von den Nationalsozialisten zurückgelassene Inventar wurde zu Schulmöbeln umfunktioniert; nur Schreibtische durften nicht weiter verwendet werden, da sie deutsches Eigentum waren, wie in der Schulchronik vermerkt ist. Sitzgelegenheiten mussten von zu Hause mitgenommen werden.

Bereits am 10. September 1945 wurde das Schulgebäude, bestehend aus Kindergarten, Volksschule, Hauptschule, zwei Bildungsanstalten und AHS-Oberstufe für 600 Schülerinnen wiedereröffnet.

Nach der Wiedereröffnung und vor allem ab der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, wurde unsere Schule kontinuierlich aus- und umgebaut. Beispielsweise wurde von 1963 bis 1965 ein schuleigenes Schwimmbad gebaut, das jedoch aus Kostengründen 1992 zu einem unserer jetzigen Turnsäle umgebaut wurde. 1972 wurde der Schulschluss wegen eines weiteren großen Bauvorhabens verlegt: während dieses Umbaus wurden neue Stromleitungen und Fußböden verlegt und bereits vorhandene Dampfheizungen zu Warmwasserheizungen umgebaut. 1976 wurden die Fassaden und Fenster im Haus Kenyongasse 4-8 renoviert. Viele der damals erbauten Teile unseres Schulgebäudes sind bis heute unverändert geblieben. Ein interessanter Aspekt daran ist, dass eine Architektin, Helene Koller-Buchwieser, für viele Umbauten verantwortlich war.

Das Leben im Internat in den 1960er Jahren aus Sicht einer ehemaligen Schülerin

Der Alltag im Internat war von morgens bis abends durchorganisiert: Die Tagwache begann um 6:30 Uhr. Fast täglich fand ein Rosenkranz oder eine Messe am Abend statt. Um 22:00 Uhr mussten die Schülerinnen in den Betten liegen und die Lichter abdrehen. Die Verpflegung war bescheiden und sparsam; Annemarie Magenschab, von 1962 bis 1967 Schülerin in der Kenyongasse, er-

war es nicht erlaubt Männerbekanntschaften zu pflegen, und Briefe durften sie auch nicht an Männer schreiben“, so berichtet Magenschab weiter. Hosen zu tragen war auch nicht erlaubt, es mussten Röcke getragen werden.

Der Andrang auf das Internat war so groß, dass man nur schwer einen Platz ergattern konnte. Ein Satz blieb der ehemaligen Schülerin Annemarie Magenschab dazu in Erinnerung und regt zum Nachdenken an: „Wenn dir etwas nicht passt – es warten zehn andere auf deinen Platz!“



Vierte Hauptschulklasse (1948/49)

innert sich, dass sie sich einmal im Monat mit einer Freundin eine Dose Leberpastete gekauft und geteilt habe (denn alleine wäre es zu teuer gewesen).

Die Vierbettzimmer im Internat waren mit Stahlrohrbetten ausgestattet. In den Stockwerken gab es keine Duschen, sondern lediglich kleine Waschbecken in den Zimmern. Allerdings durften die Schülerinnen einmal wöchentlich, jeweils zu acht unter Aufsicht der Nonnen und unter Zeitdruck, das Badezimmer im Keller benutzen.

Freizeitaktivitäten, wie Theater- und Kinobesuche, konnten nur in Begleitung stattfinden, doch einmal machte die Internatsleitung eine Ausnahme, wie sich Magenschab erinnert: die Schülerinnen durften sich alleine *Dr. Schiwago* anschauen. Im Internat gab es weder Radio noch Schallplatten, so berichtet Magenschab weiter, dafür einen Fernseher, an dem man sich jedoch nur die Nachrichten anschauen durfte.

Nach Hause zu fahren war für Annemarie Magenschab aus finanziellen Gründen nur drei Mal im Schuljahr möglich, weshalb es regelmäßigen Briefverkehr mit den Eltern gab. „Den Mädchen

Soziales Engagement des Ordens

Bereits 1946, begann der Orden zu verschiedensten Anlässen, Kleidung, Geld, Nahrungsmittel und Spielzeug für karitative Zwecke zu sammeln. Die Einnahmen wurden an Bedürftige weitergegeben oder für die Restaurierung des Stephansdoms sowie des Sophienspitals verwendet.

In der Schulchronik von 1945 bis 1984 werden verstorbene Schülerinnen sowie Lehrerinnen und Lehrer erwähnt, deren Todesursachen meist Unfälle oder Krankheiten waren. Gegen letztere, damals zum Beispiel Scharlach, Diphtherie, Typhus oder Kinderlähmung, bot die Schule Schutzimpfungen an, die in der Nachkriegszeit auch kostenlos von Eltern bezogen werden konnten.

Religiöse Feiern, Feste und politische Jahrestage

Als katholische Privatschule band man alljährlich Messen, Adventfeiern sowie andere Feste und die damit verbundenen Vorbereitungen in den Schulalltag ein.

Sogar Erstkommunionen fanden in der Schule statt. Firmungen der Kinder der vierten Klasse Volksschule wurden bis 1978 im Stephansdom gefeiert, danach wurden diese auch in unserer Internatskapelle durchgeführt. Todestage oder Trauerfeiern zum Ableben von Bundespräsidenten wurden auch in der Schule abgehalten. Und sogar zu politischen Ereignissen, wie etwa zum Jahrestag der Befreiung Wiens 1945 oder zum Tag der Unabhängigkeit der Republik Österreich gab es Gedenkfeiern mit anschließendem Unterrichtsschluss. Und auch für die Erklärung der Menschenrechte 1950 gab es eine Gedenkstunde.

Umgang mit der NS-Geschichte der Schule

Bezüglich der Auseinandersetzung mit der Geschichte unserer Schule im Nationalsozialismus, hat sich herausgestellt, dass im Laufe der Jahre von anfänglichem Schweigen über spärliches Reden bis hin zu großem Interesse vonseiten der Schülerinnen und Schüler, ein wechselhafter Umgang mit der Vergangenheit zu sehen ist.

„Der Geschichtsunterricht an der Schule Kenyongasse hat mit der modernen Geschichte vor dem Nationalsozialismus geendet und somit ist im Unterricht nicht darüber gesprochen worden“, berichtet Hermine Kozich, die von 1954 bis 1959 Schülerin in der Kenyongasse war. Außerdem meint sie, dass es grundsätzlich keine Auseinandersetzung mit dem Thema Nationalsozialismus gegeben hat, obwohl es nicht verboten war, darüber zu sprechen. Es traute sich einfach niemand, dieses Thema anzusprechen. Der Grund dafür war vielleicht, so Kozich weiter, dass der Erziehungsstil in der Nachkriegszeit an der Schule autoritär war. Der Respekt vor den Lehrerinnen und Lehrern war sehr groß. Und nicht nur Respekt war der Grund für das Schweigen der Schülerinnen, manche hatten einfach Angst.

Auch Elisabeth Hammerl, ehemalige Schülerin und heute Lehrerin in der Kenyongasse, berichtet von ihren Erinnerungen an die Hauptschulzeit in den Jahren 1962 bis 1966. Ihre Geschichtslehrerin hat sehr offen über den Nationalsozialismus gesprochen. „Mein Interesse ist gestiegen und ich habe mich auch mit anderen Lehrerinnen und Lehrern unterhalten, die mir persönliche Erlebnisse geschildert haben“, sagt Hammerl. „Aber ich glaube, dass das eine Ausnahmesituation war, da ich mit anderen Schülerinnen gesprochen habe, welche nichts davon erfahren haben. Man hat sich nicht



Vierte Hauptschulkasse (1948/49)

getraut über die Zwischenkriegszeit zu reden, also, warum es zum Nationalsozialismus gekommen ist“, vermutet Hammerl. Und sogar über die Geschichte der Schule im Jahre 1938 hat die Geschichtelehrerin von Hammerl gesprochen: So hat sie den Schülerinnen erzählt, dass damals „ein Lager“ in der Schule war. „Damit war das Thema aber beendet; Genaueres wurde nie besprochen.“ Als Lehrerin war Elisabeth Hammerl im Jahr 2000 mit Schülerinnen und Schülern der Kenyongasse in Mauthausen. Außerdem meint sie, dass es in diesem Jahr ein Projekt „Rassismus“ gegeben hat, und denkt, dass damit das Thema Nationalsozialismus an der Schule wichtig geworden ist.

Eine weitere Geschichtelehrerin an der BAKIP Kenyongasse, Gabriele Prochazka, erzählt, dass 1988 bereits eine Auseinandersetzung mit dem Thema stattgefunden hat: „Schon am Beginn der ersten Klasse haben mich Schülerinnen und Schüler mit Fragen über die NS-Zeit durchlöchert. Deren Interesse und Engagement waren extrem, auch die Medien haben viel über die NS-Zeit gesprochen und ich glaube, dass das Interesse deswegen geweckt worden ist.“ Das Problem an der Aufarbeitung war für Frau Prochazka, dass sie nur eine Wochenstunde im Fach Geschichte hatte und es demnach schwierig war, diese Dinge ausführlich zu besprechen. Gespräche über die NS-Geschichte der Schule wurden aber nicht geführt.

Im Schuljahr 2003/2004 ist schließlich ein wenig über den Zweiten Weltkrieg gesprochen worden, allerdings nur sehr oberflächlich, so hat uns Réka Tercza, ehemalige Schülerin in der Kenyongasse (1993 bis 2005) berichtet. Dadurch aber, so erzählt Réka weiter, ist das Interesse der Schüler und Schülerinnen an der Geschichte der Schule geweckt worden. Es tauchten Fragen auf, wie zum Beispiel: was ist genau geschehen, wer hat was gewusst und wurde etwas getan? Daher gab es dann Gespräche mit den Klosterschwestern, die zur Zeit des Nationalsozialismus an der Schule waren. Trotz dieser Gespräche haben die Schülerinnen und Schüler in diesem Jahrgang nicht

viele Informationen bekommen, es wurde aber immerhin darüber gesprochen, dass in einem der Turnsäle der Schule Erschießungen stattgefunden haben. Réka beschreibt das so: „Die Schwestern haben dazu gemeint, sie haben zwar die Schüsse gehört, aber nicht genau gewusst, dass diese Geräusche Schüsse waren. Inwiefern das nun wirklich am ‚Nicht-Wissen‘ lag, oder eher an einem ‚Wegschauen‘, kann ich Euch nicht genau sagen.“ Als Schülerin, so meint sie weiter, war es schwierig, an genauere Informationen heranzukommen, denn wenn eine Frage unangenehm geworden ist oder vielleicht ein schlechtes Licht auf die Schule geworfen hätte, wurde sie nicht beantwortet. Réka Tercza fasst ihren Eindruck zusammen: „Somit ist die Aufarbeitung von der Schule gewollt gewesen, jedoch nur in einem passenden Rahmen. Die meisten Klosterschwestern hingegen wollten sich jedoch nicht mehr mit dieser Vergangenheit auseinandersetzen.“

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Schule im Nationalsozialismus hat also erst spät eingesetzt. Wir haben den Eindruck, dass der Umgang mit dieser Zeit sehr schwierig für alle Beteiligten an der Schule, im Vergleich zu heute, war. Heute haben wir einen ganz anderen Bezug zu dieser Zeit und es fällt uns leichter, darüber zu reden und auch davon zu lernen.

Lisa Graf, Birgit Hirsch,
Valentina Jasch, Sophie Klammer,
Isabella Roth

Quellen:

Schulchronik 1945-1984
Sr. Purissima F.S.D./Helene Karlberger/Kongregation der Töchter des Göttlichen Heilandes (Hrsg.), Ruf der Zeit, Wien 1983.

Interviews:

Elisabeth Hammerl (7. April 2011)
Hermine Kozich (2. März 2011)
Annemarie Magenschab (5. März 2011)
Gabriele Prochazka (8. April 2011)
Réka Tercza (2. April 2011)

Dem Menschen dienen

Die Geschichte des „Ordens der Schwestern vom Göttlichen Erlöser“

1856 brechen fünf Schwestern aus Niederbronn im Elsass, dem Gründungs-ort der „Schwestern vom Göttlichen Erlöser“, zu einer beschwerlichen Reise nach Wien auf.

Die Folgen der Industriellen Revolution – rasch anwachsende Städte, keine soziale Infrastruktur, Verelendung des Proletariats – erfordern von den Schwestern viel Energie und Engagement bei ihrer Arbeit für Kranke und Waisenkinder. Dieses beziehen sie unter anderem aus der festen Überzeugung, die in der Lebensregel nachzulesen ist:

Gott liebt mich, er kümmert sich um mich und möchte, dass ich glücklich bin, dass mein Leben gelingen kann.

Die Gründerin des Ordens: Elisabeth Eppinger

Die Gründerin des „Ordens vom Göttlichen Erlöser“ war Elisabeth Eppinger. Sie wurde am 9. September 1814 in Bad Niederbronn geboren. Im Jahr 1848 stellte Elisabeth den Antrag in die Kongregation der Schwestern von der Göttlichen Vorsehung von Rappoltsweiler (Ribeauvillé) aufgenommen zu werden. Sie wurde Postulantin. Am 20. September 1848 legt Elisabeth ihr Gelübde ab und weihet ihr Leben Gott. Bald erkannte sie, dass sie eine eigene Kongregation gründen will. Sie empfängt im Alter von 35 Jahren, genau am 10. September 1849, das Ordenskleid und nimmt offiziell den Namen Schwester Alfons Maria an. Ständig schlossen sich neue Mitglieder der Gemeinschaft an. Die Kongregation breitet sich rasch aus. Niederlassungen konnten in Frankreich, Deutschland, Österreich und Ungarn gegründet werden. Die Schwestern halfen dort, wo die Not am größten und die Bedürfnisse der Menschen am dringendsten waren. Am 31. Juli 1867 starb Mutter Alfons Maria an den Folgen eines Gehirnschlags im Alter von 53 Jahren.

Theres Ranits,
Kerstin Waldschitz

Bereits 1861 übersiedeln die Schwestern nach Wien in die Kaiserstraße 27 und legen damit den Grundstein für das große Ordens- und Schulzentrum im heutigen 7. Bezirk. Hauskrankenpflege für die Armen, Begleitung der Sterbenden aber auch die Versorgung und Bildung von Waisenkinder gehören in dieser Zeit zu ihren Tätigkeiten, ganz im Sinne ihres Charismas „Menschen und dem ganzen Menschen zu dienen“.

Vor dem Hintergrund des Kulturkampfes zwischen der katholischen Kirche, den Konservativen und den liberalen bzw. antiklerikalen Kräften in der österreichisch-ungarischen Monarchie, sieht Kardinal Rauscher, der damalige Erzbischof von Wien, in dem neuen Frauenorden eine Stärkung seiner Kirchenpolitik. Vor diesem Hintergrund ist auch die am 10. März 1866 erfolgte Ernennung „zur selbständigen Kongregation nach den

Regeln des Hl. Augustinus“ unter dem Titel „Kongregation der Töchter des Göttlichen Heilands“ zu verstehen.

Ausgehend von Wien, gründen die Schwestern bis zum Ersten Weltkrieg Niederlassungen in vielen Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit bleibt aber Wien und Niederösterreich.

Mädchenbildung

Dem Auftrag der Ordensgründerin entsprechend, widmen sich die Schwestern besonders der Bildung von Mädchen. Bereits 1868 wird mit Bewilligung der k.u.k. Statthalterei eine vierklassige Mädchen-Volksschule in der Kenyongasse eröffnet, die 1869 das Öffentlichkeitsrecht verliehen bekommt. Damit ist der Grundstein für eine wechselvolle, fast 150 jährige Schulgeschichte in der „Kenyongasse“ gelegt. Der nächste Meilenstein in der Schulgeschichte „Kenyon“ ist die Gründung der Bürgerschule 1897 und des Kindergartens. 1903 folgt die Errichtung der Lehrerinnenbildungsanstalt, die bis zur Schließung 1968 geführt wird.

Nach dem Ersten Weltkrieg folgen 1926 das Realgymnasium und 1928 die Eröffnung der Bildungsanstalt für Arbeitslehrerinnen und Kindergärtnerinnen. Steigende Schülerinnenzahlen bestätigen die Ausweitung des Bildungsangebots.

1938 – ein Bruch in der Ordensgeschichte

Die Schulchronik vermerkt am 12. März 1938: „Staatlicher Umsturz – Österreich ein Land des Deutschen Reiches – ab 13. März schulfrei.“

Die Auswirkungen der Machtübernahme Hitlers werden unverzüglich spürbar: Bereits am 21. April 1938 muss die Schule eine Feier anlässlich des „nationalsozialistischen Umbruchs in Österreich“ veranstalten.

Auch der Eintrag zu Hitlers Geburtstag gibt Einblick in die nationalsozialistische Schulrealität wieder, die auch vor katholischen Schulen nicht Halt machte: Programm an diesem Tag:

1. Dem Führer
2. Lied: „Froh beschafft das Neue“
3. Du musst an Deutschland glauben
4. Bekenntnis
5. Deutschlandlied
6. Horst Wessel-Lied

Der Schulschluss wird zwar noch mit einem Gottesdienst gefeiert, aber die Zahl der Abmeldungen steigt rasant, Kindern nationalsozialistischer Beamter ist der Besuch einer katholischen Schule verboten. Mit 19. Juli ist der Schulbetrieb bis 1945 unterbrochen. Die NSDAP fordert das Gebäude zur Unterbringung von Fachschulen. Allerdings wird das Gebäude im Herbst 1938 einerseits als Flüchtlingslager und andererseits als Notgefängnis während und nach der „Reichskristallnacht“ verwendet.

Diese Entkonfessionalisierung des Schulwesens betrifft aber nicht nur die Kenyongasse, sondern auch andere Schulen des Ordens: Melk, Gleiß und

auch das Waldkloster im 10. Bezirk in Wien. Dies hat dramatische Folgen für die Schwestern, die im Schuldienst tätig sind. Sie werden sowohl aus den Kindergärten, als auch aus den Schulen entlassen, die bald Schulen und Kindergärten der NSDAP werden. Über 20 Institutionen müssen bis in den Herbst 1938 von den Schwestern aufgegeben werden.

Kloster und Klosterschule Neusiedl am See

Im Jahr 1938 wurde den Schwestern jede Lehrtätigkeit untersagt und das Gebäude von den damaligen Machthabern beschlagnahmt. 1939 wurden alle Schwestern aus dem Kloster Neusiedl verwiesen, so erzählt uns Schwester Elmara. Am 7. Oktober verließ die letzte Schwester das Kloster. Die Klosterschwestern wurden vorrangig in Krankenhäusern und für soziale Tätigkeiten eingesetzt. Während der Kriegszeit wurde im Kloster Neusiedl eine Buben- und Mädchenschule von der NSDAP geführt. Ein Teil des Hauses diente als Lazarett und in den Kindergartenräumen hatte die Hitlerjugend ihre Zusammenkünfte, berichtet Schwester Elmara weiter.

Unmittelbar nach Kriegsende, am 14. Mai 1945, wurden die Schwestern wieder an ihren früheren Wirkungsort zurückgerufen. Sie renovierten das Haus und führten den Unterricht fort. „Das große Holzkreuz, das während des Krieges in der Kirche versteckt war, wurde am 14. September 1947 feierlich ins Kloster zurückgebracht, und am ursprünglichen Platz beim Klosteringang befestigt“, erinnert sich Schwester Elmara.

Bis heute gibt es einen Kindergarten, eine Volksschule und eine römisch-katholische Hauptschule für Mädchen an diesem Ort. Heute leben im Kloster in Neusiedl am See noch zwei Klosterschwestern.

Theres Ranits,
Kerstin Waldschitz

Die Ausschaltung der Orden aus dem Schulwesen ist der erste Schritt zur nationalsozialistischen Übernahme des Bildungs- und Sozialwesens. Kindergärten, Pflegeeinrichtungen, Altenheime folgen. „In Niederösterreich mussten sich alle Schwestern des Ordens aus den Kindergärten zurückziehen: Mit Herbst 1938 stellte die Landeshauptmannschaft Niederdonau (so hieß Niederösterreich nun) das Wirken der Schwestern in neun Landeskindergärten ein: Maissau, Wildendürnbach, Falkenstein, Göllersdorf, Mauer, Hennersdorf, Ybbsitz, Leopoldsdorf und Obergrafendorf. In einigen Orten mieteten die Schwestern privat eine Wohnung, um ihren Lebensunterhalt durch Krankenpflege und Handarbeit zu verdienen.“ (Aus der Chronik des Ordens „Ruf der Zeit“, 1983.)

Im Jahr 1939 werden die Schwestern auch in anderen Kindergärten entlassen und die NSDAP übernimmt die Leitung.

Den Schwestern wird gestattet, bis auf weiteres ambulante Krankenpflege zu leisten. Aber auch dieser Bereich wird zunehmend von den nationalsozialistischen Stellen übernommen, wie der Chronik zu entnehmen ist.

Was bedeutete nun die „Machtübernahme“ für das Ordensleben?

Frägt man heute Schwestern des Ordens, so ist die Erinnerung an diese Zeit schmerzlich. Nicht nur der Verlust von Schulen, Kindergärten, Pflege- und Altenheimen, sondern auch die Zahl der Neueintretenden geht rapide zurück. Gleichzeitig steigt aber die Zahl der Austritte, insgesamt treten 76 Schwestern während der Zeit des NS-Regimes aus, davon 31 nach zehn und mehr Professjahren. Das Kloster in der Kaiserstraße wird in dieser Zeit auf eine harte Probe gestellt. Viele Schwestern, die in Einrichtungen außerhalb gearbeitet hatten, kehren während des Zweiten Weltkrieges ins Mutterhaus zurück, das bald aus allen Nähten platzt – Schmerz über den Verlust, Fragen der Neuorientierung aber auch Probleme mit der Versorgung beschäftigen den Orden. Ein Erhebungsbogen des deutschen Caritasverbandes 1942 spricht von 1263 Schwestern in 54 Niederlassungen der Kongregation in Wien. Insgesamt gehören noch neun Einrichtungen im sogenannten „Altreich“ und acht im Ausland (u.a. Holland) dazu. Interessant sind auch die Tätigkeitsbereiche der Schwestern, die in diesem Dokument aufgelistet sind:

- 182 arbeiten im Heeressanitätsdienst, 563 in „Anstalten u. Einrichtungen mit nichtkatholischem Träger, d.h. in staatlichen, gemeindlichen und interkonfessionellen Häusern“, vermutlich also durchaus in Niederlassungen, die im Besitz des Ordens waren, allerdings mit einem nichtkonfessionellen Träger – also einer nationalsozialistischen Organisation.
- Wien, Kaiserstraße 23 – das Exerzitenhaus, das Krankenhaus des Göttlichen Heilands in Dornbach, 1170 Wien, und das Schwesternkrankenhaus Kloster St. Barbara in Gablitz gehören noch zu den wenigen ordenseigenen Anstalten, die noch ganz in der Bewirtschaftung der Schwestern liegen.

Kein Schatten, wo nicht auch Licht ist: 1938 brechen Schwestern nach Holland und Argentinien auf und gründen Niederlassungen, die bis heute bestehen.

Das Kriegsende ist von Bombenangriffen überschattet, bei denen in Wien sowohl ein Haus in der Kaiserstraße, sowie die Schule im 10. Wiener Bezirk zerstört werden. Trotz der dramatischen Ereignisse in den letzten Kriegstagen beginnt bereits in den Monaten Mai und Juni wieder die Arbeit in den Kindergärten und Schulen unter primitivsten Bedingungen. Die Schulchronik der Kenyongasse berichtet, dass im Winter 1945/46 wegen der großen Kälte und dem fehlenden Heizmaterial bis Anfang März Weihnachtsferien sind.

Jahrtausendwende – Antworten auf neue Herausforderungen

Ein Blick auf die Mitgliederzahlen und die Altersstruktur der Schwestern führt zu der nüchternen Feststellung: so beeindruckend das Wachstum bis 1938 war, so deutlich ist der Rückgang in den letzten Jahrzehnten. 155 Schwestern in 13 Niederlassungen in Österreich, ein ähnliches Bild in anderen Kongregationen des Ordens fordert eine Neuorientierung und Neuorganisation. Ein wichtiger Schritt war 1999 der Zusammenschluss der, seit 1866 getrennten, Kongregationen der Diözese Wien und Straßburg.

„In die Zukunft – mit unseren Ängsten, unseren Fragen, unserer Armut

In die Zukunft – trotz Gegenwind, bedrohlicher Wogen, mangelnder Sicht

In die Zukunft – weil dem, der uns ruft und mit uns geht, nichts unmöglich ist.“

Diese Wegweisung des Generalkapitels aus dem Jahr 2000 ist gekennzeichnet von einer realistischen Sicht der Situation aber auch der Hoffnung, die vom Glauben getragen ist. In einer pluralistischen Gesellschaft geprägt von Werten wie Wettbewerb, Leistung und grenzenlosem Individualismus, scheint kein Platz für ein Leben im Orden, das Werte wie Armut, Solidarität mit dem Nächsten und die Beständigkeit in Beziehungen zu anderen fördert, zu sein. Sieht man die Entwicklung der Zahl der Schwestern, ist man beinahe versucht, dem recht zu geben. Blickt man jedoch auf die Erfolgsge-

schichte der Einrichtungen der Schwestern, allen voran dem Bildungszentrum Kenyongasse, so scheinen christliche Werte, auch wenn sie von vielen nicht mehr gelebt werden, doch ein Garant zu sein, Menschen in ihrer persönlichen Entwicklung zu unterstützen, in einer Atmosphäre gegenseitiger Wertschätzung. Trotz der abnehmenden Zahl von Schwestern, beweisen die „Schwestern vom Göttlichen Erlöser“ Weitsicht und Mut, neue Wege zu gehen und stellen wichtige Weichen für die Zukunft ihrer Einrichtungen.

Maria Habersack

seit 23 Jahren Geschichte- und Deutschlehrerin an der Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik Mater Salvatoris/Kenyongasse, seit 2001 auch Direktorin der Schule.

Quellen:

Sr. Purissima F.S.D./Helene Karlberger/Kongregation der Töchter des Göttlichen Heilandes (Hrsg.), Ruf der Zeit, Wien 1983.
Schulchronik 1938
Verträge (Archiv des Ordens)

Impressum

Medieninhaber: GEDENKDIENTST

- Verein für historisch-politische Bildungsarbeit und internationalen Dialog
A-1050 Wien, Margaretensstraße 166,
tel +43 1 581 04 90 fax +43 1 253 303 390 72,
office@gedenkdiensat.at,
Erste Bank, BLZ 20111, Kto. 288 685 648 00, DVR 003506

Obmann: Adalbert Wagner
Kassier: Johann Kirchknopf
Schriftführer: Matthias Kopp

Jede weitere Veröffentlichung bedarf der Zustimmung der Autor_innen. Die in den Artikeln vertretenen Meinungen müssen nicht mit den Positionen des Vereins GEDENKDIENTST ident sein.

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:

Corinna Behavy, Nicole Bortel, Tina-Maria Frank, Regina Fritz, Andrea Gansfuss, Lisa Graf, Maria Habersack, Jaqueline Heim, Susanne Heim, Stefanie Herret, Philipp Emanuel Hiblinger, Birgit Hirsch, V. Nino Jaeger, Valentina Jasch, Sophie Klammer, Leila Konecny, Tristan Kopitz, Johanna Kozich, Elisabeth Krampulz, Birgit Landman, Theres Ranits, Philipp Rohrbach, Isabella Barbara Roth, Sabrina Rotter, Adina Seeger, Lisa Spreitzhofer, Carina Summer, Maximilian Veith, Kerstin Waldschitz, Bernadette Weber.

Abbildungen/Bildrechte

Archiv des Ordens (S. 1, 4, 7, 8, 9), Verena Eder (S. 10), Elisabeth Krampulz (S. 6), Alice Rowen (S. 4). Die Bildrechte des Fotos auf Seite 5 (Margarete Neff) konnten leider nicht abgeklärt werden. Bereitstellung durch Thomas Städeli.

Redaktion: Regina Fritz, Philipp Rohrbach, Adina Seeger
Lektorat: Lukas Dünser, Matthias Kopp
Layout: Philipp Haderer

Druck: simply more, Wien
Erscheinungsort: Wien
Auflage: 3500
Preis: 0,75 Euro



Sr. Agreda, Sr. Carissima, Sr. Gregoriana (v.l.n.r.), 1962

Wir wollen Geschichte (be)greifbar machen

„Wenn man sich nicht an die Vergangenheit erinnern kann, ist man verurteilt, sie zu wiederholen.“

(George Santayana)

Das Thema Nationalsozialismus beschäftigt uns schon das ganze Schuljahr 2010/11. Es hat mit einer Exkursion nach Auschwitz gemeinsam mit dem Verein GEDENKDIENTST angefangen. Im Rahmen dieser Exkursion tauchte auch die Frage auf, was in dieser Zeit an unserer Schule passiert ist. Als dann Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von GEDENKDIENTST die Frage an uns richteten, ob wir uns im Rahmen des Projektes „Fathomizing Memory“ mit der Geschichte unserer Schule beschäftigen wollen, haben wir natürlich mit großem Interesse zugestimmt, weil unsere

Unwissenheit über die Geschehnisse im Bildungszentrum Mater Salvatoris relativ groß war. Die Erkenntnis, dass Geschichte nicht nur an Orten, wie zum Beispiel Auschwitz passiert ist, sondern auch an Orten, die wie selbstverständlich zu unserem heutigen alltäglichen Leben dazugehören, hat uns zusätzlich motiviert. Da die Schule einen Bezug zu unseren Leben hat, ist es interessant zu erforschen, was für eine Bedeutung sie im Leben anderer gespielt hat. Dieses realitätsbezogene Arbeiten an Themen, die uns persönlich interessieren, ist für uns faszinierend. Außerdem ist es uns ein großes Anliegen, dass die Geschichte nicht in Vergessenheit gerät und auch an die Öffentlichkeit gebracht wird. Die Möglichkeit, unsere Erkenntnisse auch im Rahmen einer Ra-

diosendung zu veröffentlichen, war eine interessante Herausforderung für uns, der wir uns gerne gestellt haben.

Ziele der einzelnen Gruppen

Das ursprüngliche Ziel der Gruppe „Öffentlichkeit“ war, zu erforschen, was die Öffentlichkeit im Jahr 1938 von den Vorkommnissen im Schulgebäude wusste. Im Laufe des Projekts haben wir unsere Fragestellung verändert und uns das Ziel gesetzt, die Allgemeinheit heute über die damaligen Ereignisse zu informieren. Der persönliche Bezug zu diesem Gebäude – wir gehen schon fünf Jahre darin ein und aus – war Motivation, sich mit dem Gebäude und seiner Geschichte zu beschäftigen. So entstand die Gruppe „Schulgebäude

1938-1945“. Die Gruppe „Schule nach 1945“ wollte sich mit der Wiederaufnahme des Schulbetriebs beschäftigen und sich auch den gesellschaftlichen Wandel anschauen. Die vierte Gruppe mit dem Thema „Opfer und Täter“ wollte Biografien erforschen und den Opfern des Novemberpogroms „ein Gesicht geben“. Da der Orden unserer Schule auch ein Kloster in Neusiedl am See hat, war es ein Anliegen der Gruppe „Leben der Schwestern“, sich damit auseinanderzusetzen, wie die Schwestern die Zeit des Nationalsozialismus dort erlebt haben.

Andrea Gansfuss, Jaqueline Heim,
Philipp Hiblinger, Birgit Landman

„Das habe ich nicht gewusst!“



Dieser Satz wurde öfters von den Schülerinnen und Schülern im Laufe des Projekts *Eine Maturaklasse auf den Spuren der Vergangenheit – Das Schulgebäude Kenyongasse seit 1938* erwähnt. Wir gehen seit fünf Jahren in diesem Schulgebäude ein und aus, wir kennen die Räumlichkeiten und die Professorinnen und Professoren sehr gut, und trotzdem hatten wir vom geschichtlichen Hintergrund unserer Schule keine Ahnung. Erst die Teilnahme an diesem Projekt hat uns diesen zugänglich gemacht. Gemeinsam mit dem Verein GEDENKDIENTST sowie Radio Orange ist ein Weg zu prozessorientiertem Arbeiten mit dem Ziel, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, zu erinnern und die Geschichte unserer Schule der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, entstanden.

Planung

Die Planungsphase begann mit einem gemeinsamen Brainstorming, bei dem Assoziationen gesammelt und einige Ziele formuliert wurden. Mit dem Erarbeiten verschiedener Themenbereiche, ging die Planungsphase in die nächste Runde. Nun konnten sich die Schülerinnen und Schüler in Gruppen aufteilen und sich dem Gebiet zuwenden, für das sie das größte Interesse aufbringen konnten. So entstanden fünf Gruppen: „Das Leben der Schwestern“, „Opfer und Täter“, „Schulgebäude 1938-1945“, „Schule nach 1945“ und „Öffentlichkeit“.

Umsetzung

Die Ziele und Ansätze der Gruppen waren unterschiedlich, deckten sich jedoch auch in verschiedenen Bereichen. Begonnen wurde in allen Gruppen gleich: Es mussten Informationen beschafft werden, um die verschiedenen Themen er- und bearbeiten zu können. Dafür gingen die Schülerinnen und Schüler in Archive, wie das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), in die Ausstellung „Die Vermessung Wiens“ in der Wienbibliothek im Rathaus, in das Provinzhaus Eisenstadt, in das Kloster der „Schwestern vom Göttlichen Erlöser“ in Neusiedl am See und in Wien, in die Stadtbücherei Wien oder auch in das Österreichische Filmmuseum. Das Auffinden von Quellen und Hintergründen war eine echte Herausforderung für uns, ist jedoch ein grundlegender Bestandteil von wissenschaftlichem Arbeiten.

Die Gruppe „Das Leben der Schwestern“ konzentrierte sich neben den Geschehnissen in unserer Schule auch auf die Erlebnisse der Schwestern in der Klosterschule Neusiedl am See. Die Schülerinnen, die sich mit diesem Thema auseinandergesetzt haben, besitzen einen besonderen Bezug dazu, da sie in einer Bildungsinstitution dieses Ordens unterrichtet worden sind. Es war ihnen somit vieles bekannt. Es entstanden zahlreiche Gespräche auf vertrauensvoller Basis. Die Schülerinnen hatten das Ziel, sich in den Alltag einer Ordensschwester während der

Zeit des Nationalsozialismus einzufühlen und ihre Rolle in der Gesellschaft zu erforschen.

Die Schülerinnen und Schüler, die sich mit den „Opfern und Tätern“ auseinandergesetzt haben, hatten zunächst Schwierigkeiten beim Auffinden von Informationen. Diese Gruppe war lange mit der Suche nach Namen und Biographien beschäftigt; manche Spuren konnten oft nicht weiter verfolgt werden. Die Geschichte wird unter diesem Aspekt häufig nicht beleuchtet. Die Schülerinnen und Schüler führten Interviews mit den Schwestern Siglinde und Judith. Außerdem analysierten sie Erlebnisberichte und ein Interview mit dem Überlebenden Emanuel Fuchs. Die Gruppe wollte den Opfern ein „Gesicht“ geben und ihre Geschichte, ihre Biographien und die individuellen Hintergründe erforschen.

Eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern hat sich speziell dem Schulgebäude in den Jahren 1938 bis 1945 gewidmet. Sie wollten folgende Fragen erforschen: Was ist in welchen Räumen passiert? Welche Funktion haben die Räume heute? Welche Bedeutung hat der Westbahnhof im Zusammenhang mit der Nutzung des Gebäudes? Der „Gebäudegruppe“ gelang es, sich einen guten Überblick über die damalige Situation zu verschaffen. Dabei halfen ihnen Interviews mit den Schwestern Cäcilia, Judith und Siglinde. Außerdem erhielten sie zahlreiche Baupläne, Mietverträge sowie Fotografien der Schule und konnten in der Schulchronik verschiedenes nachlesen.

Die Schülerinnen der Gruppe „Schule nach 1945“ interessierten sich für die Wiedereröffnung der Schule, für die Erziehungsstile nach dem Krieg, für die Unterrichtsinhalte und für die Entwicklung der verschiedenen Schultypen. Auch der Wiederaufbau wurde hier thematisiert sowie der Umgang mit der NS-Geschichte der Schule. Fotomaterial und verschiedenste Dokumente unterstützten sie dabei.

Den Schülerinnen und Schülern der Gruppe „Öffentlichkeit“ kam eine besondere Bedeutung zu, nämlich die Verbindungen zwischen den Gruppen zu schaffen, die Übersicht zu behalten, Inhalte auszuwählen und diese im Rahmen einer Radiosendung für die Öffentlichkeit transparent zu machen.

Dieses Projekt war für uns alle eine große Herausforderung, die, neben den fortlaufenden schulischen Angelegenheiten für die Matura, erledigt werden musste. Das kostete alle Teilnehmerinnen und Teilnehmern, sowie den Professorinnen und Professoren viel Kraft. Auch die Direktorin, Mag.^a Maria Habersack, erkannte den knappen Zeitplan als zusätzliche Herausforderung für dieses engagierte Projekt. Sie war jedoch begeistert von der Selbstständigkeit und dem Engagement der Schülerinnen und Schüler und dankbar für die Hilfe von „Außen“ durch den Verein GEDENKDIENTST, das Institut für Zeitgeschichte und Radio Orange. Die Ergebnisse können sich sehen lassen. Sie sind vor allem in dieser Sonderausgabe zu lesen, sowie auch am 6. Mai 2011 im Museumsquartier, beziehungsweise auf Radio Orange zu hören.

Geschichte transparent machen

Dies war ein wesentliches Ziel, das mit Sicherheit als gelungen bezeichnet werden kann. Es ist uns gelungen, die Geschichte unserer Schule transparent zu machen und uns mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Abschließend wollen wir uns für die Unterstützung bei unserer Direktorin Mag.^a Maria Habersack, sowie bei Dr.ⁱⁿ Regina Fritz, Philipp Rohrbach und Adina Seeger vom Verein GEDENKDIENTST, bei Radio Orange und auch bei den Schwestern unseres Ordens bedanken, ohne deren Kooperation wir ein solches Projekt nicht auf die Beine hätten stellen können.

Andrea Gansfuss, Jaqueline Heim,
Philipp Hiblinger, Birgit Landman

„Die anonyme Vermittlung von Geschichte wird personalisiert“

Interview mit Maria Habersack, Direktorin der BAKIP Kenyongasse und Geschichtelehrerin der Klasse 5B

GEDENKDIENTST: Frau Habersack, Sie haben zugestimmt dieses Projekt zu machen. Warum? Gab es einen konkreten Auslöser oder Anstoß dazu?

Maria Habersack: Ja, den gab es: Wir haben letztes Jahr mit zwei Klassen eine vom Verein GEDENKDIENTST organisierte Studienfahrt nach Auschwitz gemacht. Bei dieser Exkursion kam vonseiten einiger Schülerinnen und Schüler die Frage auf, was eigentlich an unserer Schule in der Zeit des Nationalsozialismus geschehen ist. Ich habe kurz umrissen, was ich damals bereits darüber wusste; nach der Studienfahrt ist dies aber im Sand verlaufen, vor allem wegen meiner zeitlichen Kapazitäten, die es mir als Direktorin nicht erlauben, größere Projekte zu betreuen. Dann aber kam ein Anruf vom Verein GEDENKDIENTST mit der Anfrage, ob wir uns vorstellen könnten dieses Projekt zu machen, also die Geschichte unserer Schule zu recherchieren, und das war für mich dann der Anstoß die Abschlussklasse zu fragen. Zu meiner Verwunderung haben die Schülerinnen und Schüler dann umgehend gesagt, dass sie sehr gerne mitmachen möchten. Und mit der Teilung der Arbeit, also der inhaltlichen Betreuung durch den Verein GEDENKDIENTST und die Historikerin Regina Fritz einerseits, und der organisatorisch-administrativen Arbeit durch meine Person andererseits, war es für mich dann auch vorstellbar, dieses Projekt an der Schule durchzuführen.

GD: Wie wurde dieses Projekt vonseiten der Schulklasse, des Lehrkörpers, des Ordens und des Stadtschulrats aufgenommen?

MH: Im Prinzip ist dieses Projekt sehr positiv aufgenommen worden. Kolleginnen und Kollegen, die die Klasse unterrichten, haben sich bereit erklärt, dieses Projekt, sofern dies nötig wäre, zu unterstützen. Sehr positiv wurde das Projekt auch vom Orden, also von den Schwestern, die hier noch im Haus in der Kenyongasse leben, aufgenommen: die Unterstützung war sehr groß, es wurde uns Material aus dem Archiv des Ordens zur Verfügung gestellt, die Schwestern haben die Bereitschaft gezeigt, Interviews zu geben und ihre Perspektive zu erzählen. Das einzige, was ein bisschen unsere Sorge war, war die Frage des Images unserer Schule – weniger, weil sie eine nationalsozialistische Vergangenheit hat, sondern mehr deswegen, weil Räumlichkeiten der Schule in Folge des Novemberpogroms als Notarrest genutzt worden sind und wir wissen, dass es im kleinen Turnsaal zu massiver Gewalt gegen Juden gekommen ist. Und hier gab es die Befürchtung, dass, sobald Eltern von Kindergarten- oder Volksschulkindern erfahren, dass es hier zu Folterungen gekommen ist, es Probleme geben könnte, da der Turnsaal auch heute noch benutzt wird. Grundsätzlich aber war die Resonanz auf dieses Projekt sehr positiv.

GD: Wie wurde bisher mit der Geschichte der Schule in Bezug auf die

Zeit von 1938 bis 1945, dabei besonders die kurze Zeit als Notarrest, umgegangen? Wie wurde dieses Thema vom Lehrkörper rezipiert? War es bisher Thema im Unterricht?

MH: Seit ich hier an der Bildungsanstalt bin, also seit 1988, ist es meines Wissens nie aufgegriffen worden. Es gibt aber Projekte, die an der AHS Kenyongasse stattgefunden haben, wo mit Zeitzeuginnen, also Schwestern, die bereits in den 1930er Jahren an der Schule tätig waren, Interviews geführt worden sind. Auch ist ein Kunstprojekt zu nennen, das sich mit der Geschichte der Schule auseinandergesetzt hat.

Ich persönlich habe über den Notarrest und die Nutzung der Schule von 1938 bis 1945 sehr bald Bescheid gewusst, da ich mich als Geschichtelehrerin bereits früh mit der Geschichte der Schule und der Entwicklung des Ordens auseinandergesetzt habe. Für die Einbindung des Themas in den Unterricht galt aber bisher für mich, dass zunächst ein Interesse auf der Seite der Schülerinnen und Schüler erkennbar sein musste. Für mich war immer klar, dass ich ein solches Thema nur auf Wunsch einer Klasse zu bearbeiten bereit bin, da Interesse und Engagement vonseiten einer Klasse entscheidend dafür sind. Ich habe immer schon in meinem Unterricht den Fokus auf die Zeit des Nationalsozialismus und den Holocaust gelegt, bin mit Schulklassen nach Mauthausen und Auschwitz gefahren und habe Zeitzeuginnen und Zeitzeugen an die Schule eingeladen. Jedoch stand dabei bisher nicht die Beschäftigung mit der Geschichte der Schule im Vordergrund.

GD: Wie hat sich die Arbeit mit der Schulklasse aus Ihrer Sicht entwickelt? Welche Probleme und Schwierigkeiten, ein solches Projekt überhaupt zu machen, traten auf? Wie würden Sie den Verlauf beschreiben und den Ausgang bewerten?

MH: Nachdem ich die Schülerinnen und Schüler der 5B gefragt hatte, ob sie sich vorstellen könnten, dieses Projekt zu machen, waren die von mir vorgeschlagenen Rahmenbedingungen folgende: ich schlug vor, auf den regulären Geschichtsunterricht im zweiten Semester zu verzichten und damit die Arbeit am Projekt als Bewertungsgrundlage geltend zu machen. Auch habe ich freigestellt, ob alle daran teilnehmen wollen. Wie gesagt, erstaunlicherweise haben dann ja alle zugesagt am Projekt mitmachen zu wollen.

Den Verlauf der Recherche, das Sammeln von Informationen habe ich von der Klasse als sehr engagiert erlebt. Die Schwierigkeit sehe ich hier beim Prozess der Verschriftlichung, was eine große Herausforderung für die Schülerinnen und Schüler war und was von der Klasse auch als große Anstrengung erlebt wurde. Und hier liegen auch die Grenzen des Projekts: die Zeit war zu knapp bemessen, da wir nur einige Wochen hatten, um im Rahmen des Gesamtprojektes zum Abschluss unseres

Teilprojekts zu kommen. Während der Recherchen traten weitere spannende Aspekte auf, die alle nicht berücksichtigt werden konnten, da wir einfach nicht den Spielraum hatten, der Klasse mehr Zeit zu geben, um dies einzuarbeiten. Das Problem ist also, dass dem wissenschaftlichen Anspruch, den ich hier gehabt hätte, nicht gerecht werden konnte, weil schlicht der Zeitrahmen dies nicht zuließ. Mir fehlt also noch, umfassend gesagt, die Einbettung in den historischen Kontext.

GD: Sind aber all diese Probleme und Abstriche in Kauf zu nehmen, wenn dem, wie im Fall dieses Projekts, die Möglichkeit entgegengesetzt wird, überhaupt ein solches Projekt machen zu können?

MH: Genau, ja. Denn es kann ja spannend sein mit anderen Klassen daran weiterzuarbeiten. Und was die Klasse 5B betrifft, so bin ich sicher, haben alle Schülerinnen und Schüler sehr viel gelernt, etwa über Recherche und Beschaffung von Informationen im Allgemeinen oder zur Frage, wie man Interviews führen kann.

GD: Worin unterscheidet sich Ihrer Einschätzung nach die Beschäftigung mit der Geschichte der Schule von der allgemeinen Befassung mit Nationalsozialismus und Holocaust?

MH: Der Mehrwert, der sich für mich daraus ergibt, ist der, dass historische Ereignisse für Schülerinnen und Schüler erlebbar werden. Was also im Geschichtsunterricht oft fehlt, ist der Bezug zur Frage, was es für Menschen, die in einer Zeit, in diesem Fall in der Zeit des Nationalsozialismus, gelebt haben, bedeutet hat. Die anonyme Vermittlung von Geschichte wird personalisiert – wobei ich hier für eine Wechselwirkung beider Erzählstränge, also zwischen dem Persönlichen und dem der Fakten, plädiere. Der zweite Pluspunkt dieses Projekts ist, dass bestimmte Arbeitstechniken erlernt worden sind; so konnte etwa durch einen Archivbesuch der Umgang mit Quellen vermittelt werden. Und nicht zuletzt werden auch einige Sozialkompetenzen gefördert, zum Beispiel das Arbeiten in Gruppen und der Umgang der damit verbundenen potentiellen Schwierigkeiten. Das Erstellen eines Protokolls ermöglichte den Schülerinnen und Schülern letztlich auch, den Prozess und Verlauf des Projekts zu reflektieren – ein Aspekt, den ich mit den Gruppen am Ende auch diskutiert habe.

GD: Was ist Ihrer Einschätzung nach das interessanteste Ergebnis dieses Projekts?

MH: Wahrscheinlich ist diese Frage nur sehr subjektiv zu beantworten, da ich nicht einschätzen kann, was die Schülerinnen und Schüler besonders interessant fanden. Für mich persönlich, die ich mich besonders mit der Geschichte des Ordens befasst habe, sind die Fragen nach Brüchen und Kontinuitäten, die sich 1938 und 1945 vollzogen

haben, besonders spannend. Hier also sehe ich viele neue Fragen, die in der Folge auch die Frage nach dem Umgang mit Geschichte, also die Auseinandersetzung oder Nicht-Auseinandersetzung damit, implizieren.

GD: Gibt es im Zusammenhang mit diesem Projekt und den daraus gewonnenen Ergebnissen zukünftige Pläne – an der Schule, für den Orden?

MH: Mich persönlich würde ein Projekt mit einer Schulklasse zu Biographien einiger zentraler Persönlichkeiten des Ordens und der Schule, besonders solcher, die vor 1938 und nach 1945 in der Kenyongasse tätig waren, interessieren.

Vor allem aber wäre es mir ein Anliegen, in der Schule ein Zeichen zu setzen, also weiterhin darüber aufzuklären, was sich 1938 an der Schule ereignet hat und der Opfer zu gedenken.

GD: Was meinen Sie damit konkret?

MH: Wir haben uns überlegt, nächstes Jahr im Kunstunterricht ein Projekt zu machen, ein Erinnerungszeichen zu setzen, ein „Denk-Mal“ zu errichten.

Und von der hierbei entstandenen Zeitungsausgabe erhoffe ich mir, dass vonseiten des Kollegiums oder auch vonseiten der Schülerinnen und Schüler weiterhin Interesse daran besteht, an diesem Thema zu arbeiten.

GD: Frau Habersack, wir danken für das Gespräch.

MH: Ich möchte hier noch die Gelegenheit zu einer Danksagung nutzen: Mein Dank gilt den Schülerinnen und Schülern der 5B, ohne deren Engagement trotz Matura es dieses Projekt nicht gäbe. Mein Dank gilt aber auch der Schwesterngemeinschaft „vom Göttlichen Erlöser“, sowie Sr. Cäcilia, Sr. Judith, die für Interviews zur Verfügung standen und dadurch dieses Projekt unterstützt haben. Besonders möchte ich mich bei Sr. Sieglinde Zeug, der Archivarin, für die großartige Unterstützung bedanken. Die Initialzündung unseres Projektes verdanken wir zwei Personen, die uns auch in der Durchführung wunderbar begleitet haben – Philipp Rohrbach und Regina Fritz. Adina Seeger und Frank Hagen haben unseren medialen Horizont erweitert und sind maßgeblich an der Gestaltung dieser Zeitung und der Radiosendung auf Radio Orange beteiligt – Danke dafür!

GD: In diesem Sinne: ich bedanke mich nochmals für das Gespräch.

Maria Habersack

seit 23 Jahren Geschichte- und Deutschlehrerin an der Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik Mater Salvatoris/Kenyongasse, seit 2001 auch Direktorin der Schule.

Das Gespräch führte Adina Seeger.

FATHOMIZING MEMORY

Ein interaktives und multimediales Projekt zur Erinnerung an Widerstandskämpfer_innen des Nazi-Regimes von ORANGE 94.0 und V. Nino Jaeger

Eigentlich ist es ganz einfach: Wir wissen, dass wir als Menschen zu Taten an anderen Menschen fähig sind, die wir lieber vergessen wollen, da ihre Vergewärtigung die Grenzen des Vorstellbaren sprengt – es nicht auszuhalten ist, wie wir so *etwas* tun konnten. Wir sehen uns lieber als idealisierte Kulturschaffende etc., denn als Denunziant_innen, Mitläufer_innen, brave Mitarbeiter_innen in einer mörderischen Industrie und Bürokratie. Unangenehm ist wohl auch die Tatsache, dass es immer Menschen gibt, die sich anders entscheiden – in das eintreten oder immer schon dort waren, was gemeinhin als Widerstand bekannt ist.

Eigentlich ist es nicht einfach, das alles zu verstehen. Und es gibt jedenfalls drei – ich möchte sagen existenzielle – Bedürfnisse in diesem Kontext: Dass es nie vergessen wird, es sich nicht wiederholt und zu verstehen, wie es dazu kommen konnte. Diese drei Bedürfnisse teilen jene, die sich z.B. jetzt auf die Suche begeben mit denen, die das Nazi-Regime überlebt haben (und denen, die es nicht überlebt haben).

Wir wissen auch: Wenn wir mit dem *Erinnern* an aufhören, sind die uns Vorangegangenen endgültig tot. In dieser Hinsicht sollen die Nazis und ihre Förderer_innen nicht den Sieg davon tragen.

In diesem Projekt war es insofern von Anfang an wichtig, möglichst viele Leute aktiv einzubinden und zu erreichen. Sei es mittels Workshops, als Sprecher_innen von Zeitzeug_innen-Texten, in der Audio-Ausstellung im Container oder als Projektpartner_innen mittels eigener Veranstaltungen. Bei der Annäherung an das Thema „Erinnern von Überlebenden, Opfern und Widerstandskämpfer_innen des Nazi-Regimes“ war es wichtig, verschiedene Medien zu verwenden, da das Medium die Form und somit auch den Inhalt mitbestimmt. Einige Beispiele hierfür:

- Die Audio-Ausstellung im Container, welche die Besucher_innen zum Tasten, Suchen und Hören auffordert.
- Das sternförmige Mauerobjekt, welches mit Textschichten arbeitet und von Besucher_innen beschrieben oder bezeichnet werden kann.
- Radiosendungen auf ORANGE 94.0
- Workshops, Fotografie, Video
- Intervention im öffentlichen Raum

Auf die Frage, welche Handlungen/Erinnerungen besonders erinnert werden sollen, ist meine Antwort in diesem Projekt: Es sollen die erinnert werden, welche in Österreich nicht besonders viel Erinnerungsraum bekommen und teilweise sogar als Täter_innen abgestempelt wurden – Personen im Widerstand. Hier habe ich drei Gruppen hervorgehoben: nicht-organisierter und organisierter Widerstand der Kärntner Slowen_innen, Widerstand von jüdischen Menschen auf der Balkanhalbinsel, queere Leute, die aufgrund ihrer Lebens-/Existenzweise widerständig waren. Mit dieser Entscheidung ist z.B. die Frage, welche Zeitzeug_innenberichte ausgewählt werden, noch lange nicht gelöst. Sich in das Studium von weiteren Kategorisierungen zu vertiefen, könnte in dieser Hinsicht Abhilfe schaffen. Ich habe mich dagegen entschieden, weil ich Kategorien grundsätzlich ablehne und insofern versuche, diese so sparsam wie möglich zu verwenden.

Die Geschichte gibt es nicht. Geschichte ist immer fragmentarisch und abhängig von dem, was ich suche, was ich finde, was ich weiß und was ich glaube. Geschichte ist etwas, das in Bewegung ist. Dieser Gedanke spiegelt sich in der Gestaltung der Audio-Ausstellung im Container wider. Die Beiträge der Ausstellung können nur angehört werden, wenn sich die Besucher_innen auf den Weg machen und die Wand abtasten. Unter der Membran, über die Containerwand gespannt, befinden sich Schalter (nicht sichtbar), die gedrückt werden müssen, um das Abspielen eines Audio-Files auszulösen. Die 30 Audio-Beiträge ergänzen sich teilweise inhaltlich. Die Besucher_innen wissen nicht, was sie finden werden. Mit 30 Beiträgen ist der Containerraum praktisch überladen – ein Verweis auf die Fülle an Wissen, das es über die Nazi-Zeit gibt. Jede_r entscheidet selbst, wie viele Beiträge sie/er sich anhört, vielleicht werden manche gar nicht gefunden.

Die frei stehende sternförmige Wand arbeitet mit drei Textschichten. Eine Textschicht trage ich auf. Eine entsteht – quasi darübergelegt – bei einem Workshop mit Jugendlichen, und eine Schicht wird jene sein, die Besucher_innen oder andere auftragen. Die erste Schicht spielt mit dem Gedanken von unsichtbarem, geheimem, vergessenem, gefährlichem Wissen (Zitronensaft auf Papier als Geheimschrift), das mittels des ambivalenten Mediums Feuer (Vernichtung – Entstehung), sichtbar gemacht wird. Im Container wie auch bei der Wand geht es um Sichtbarkeit/Hörbarkeit im Spannungsverhältnis zu Unsichtbarkeit/Unhörbarkeit. Es geht auch um die Idee der Membran (Haut), die Darunterliegendes verdecken kann, ihre Verletzlichkeit, unseren Umgang mit ihr. Die Membran als Medium/Träger von Wissen, als Verweis auf unser Sein und das Wissen, das wir mit uns herumtragen – Wissen, das uns „unter die Haut geht“. Wissen, das unter der dünnen Membran zum Vorschein gebracht werden kann. Die Sichtbarkeit/Unsichtbarkeit bedeutet in diesem Projekt auch, sich die Frage zu stellen: Wer und welcher Inhalt wird in welcher Form erinnert oder nicht erinnert? Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Auseinandersetzung mit Fragen wie: Was bedeutet uns die NS-Vergangenheit heute? Wo befinden wir uns jetzt – was passiert? So finden sich z.B. in der Audio-Ausstellung Beiträge mit Aktualitätsbezug.

Zum Abschluss von diesem Text zwei Schlagwörter *Bestandsaufnahme: Gegenwart.*

V. Nino Jaeger

Künstler mit den Schwerpunkten Bildhauerei, Raum, Fotografie sowie Medienpädagogie; lebt und arbeitet in Wien. Künstlerischer Leiter von FATHOMIZING MEMORY.



VERANSTALTUNGS- KALENDER

FR 6. MAI 10 UHR Graffiti mit der Schulklasse GY19 (Workshop, V. Nino Jaeger) MQ, Hof 1

13 UHR Radiowerkstatt: Stimmen der Erinnerung *Live auf ORANGE 94.0*

14 UHR Eine Maturaklasse auf den Spuren der Vergangenheit *Liveübertragung auf ORANGE 94.0*

17 UHR **Eröffnung** Fathomizing Memory Hof 1 im MQ und *Live auf ORANGE 94.0*

SA 7. MAI 19 UHR Sonst weiss ich über die Mauer nicht viel zu sagen, ausser, dass sie uns gut eingeschlossen hat (Ausstellung VBKÖ) VBKÖ

DI 10. MAI 16 UHR Vom Verschwinden der Frauen - Täterinnen und Opfer (Rundgang mit Petra Unger) Karlsplatz 13 (Treffpunkt)

19 UHR Antisemitismus wegen Auschwitz? - Zum Hass auf die Opfer (Vortrag & Diskussion, DÖW) DÖW

MI 11. MAI 19 UHR Repolitisierung! Gespräche zur Geschichtspolitik im Postnazismus (Diskussionsveranstaltung, trafo.K) Raum D / quartier21, MQ

FR 13. MAI GANZTAGS Roter Teppich (Intervention, m.a.x.) Stadt Wien

SA 14. MAI 14-18 UHR Sind Sie voll integriert? (Stichprobenerhebung, zenklo™) Hof 1 im MQ

16 UHR Vom Verschwinden der Frauen - Täterinnen und Opfer (Rundgang mit Petra Unger) Karlsplatz 13 (Treffpunkt)

SO 15. MAI 14 UHR Meeting Guests: Künstlergespräch mit Frank Hagen (V. Nino Jaeger) Hof 1 im MQ

MO 16. MAI 19 UHR Mitglieder des Klubs slowenischer Student_innen in Wien *Ernst Logar (Autor), queer hebrews (Radiosendung, V. Nino Jaeger) auf ORANGE 94.0*

DI 17. MAI 16 UHR Vom Verschwinden der Frauen - Täterinnen und Opfer (Rundgang mit Petra Unger) Karlsplatz 13 (Treffpunkt)

MI 18. MAI 17 UHR Meeting Guests: Klassen treffen mit Objekt Bildhauerei / Object Sculpture (Nino Jaeger) Hof 1 im MQ

DO 19. MAI 19 UHR Radiogespräch mit Dr. Miroslav Demajo (Radiosendung, V. Nino Jaeger) auf ORANGE 94.0

FR 20. MAI 19 UHR Fathomizing Memory - Studiogespräch mit den Projektinitiator_innen und Beiträge zum Rahmenprogramm (Radiosendung, ORANGE 94.0) auf ORANGE 94.0

ORANGE 94.0 – das Freie Radio in Wien

Seit 17. August 1998 ist das Freie Radio ein wichtiger Gegenpol zum kommerziellen Mediensystem. Vielfältig, werbefrei und manchmal ganz schön schräg – das ist zu hören, wenn rund 460 freiwillige Radiomacher_innen Sendungen in Wiens einzigem Freien Radio gestalten – in Wien auf der Frequenz 94.0, UPC 92.7 Telekabel und weltweit via Web. Doch Radio ist noch nicht alles: Auch Ausbildung bietet ORANGE 94.0 an und organisiert Projekte in der ORANGERIE, dem Ort für Freie Entwicklung, Reflexion und Vernetzung. In (inter-)nationaler Zusammenarbeit werden gesellschaftspolitisch brennende Themen aus der Perspektive eines Freien Radios bearbeitet. Als Teil der internationalen Freien Medien- und Kulturszene setzt die ORANGERIE Impulse für die Weiterentwicklung von ORANGE 94.0 und zeigt, was Freie Medienarbeit

im urbanen Umfeld leisten kann. Dieses Jahr liegt der Schwerpunkt auf NS-Erinnerungsarbeit (FATHOMIZING MEMORY) und Entwicklungspolitik aus feministischer Perspektive (GLOBALE DIALOGUE). In **FATHOMIZING MEMORY** fragen Jugendliche, Expert_innen und Künstler_innen gemeinsam nach dem Erinnerten und dem Vergessenen und stellen darüber die Verbindung zur gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Situation her. Unsichtbare und unhörbare Erinnerungen sind es, die hier einen besonderen Platz bekommen. Im Zentrum der Auseinandersetzung steht V. Nino Jaegers Installation. Das multimediale und interaktive Rahmenprogramm von Petra Unger, trafo.K, DÖW, Verein GEDENKDIENTST, VBKÖ, Wolf Werdigier, m.a.x. und zenklo™ bringt weitere Perspektiven mit ein.